

5. HOCHSCHULTAG

DER NATIONALEN STADTENTWICKLUNGSPOLITIK

01. + 02. JULI 2016 · BERLIN

„Mischung und Dichte“ –
der Dialog von Wissenschaft und Praxis

© SenStadtUm / Philipp Eder

ERGEBNISBERICHT



Bundesministerium
für Umwelt, Naturschutz,
Bau und Reaktorsicherheit



Inhalt

Vorwort

- 6 Prof. Julian Wékel, Wissenschaftlicher Sekretär der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung

Grußwort

- 8 Staatssekretär Gunther Adler, Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit
11 Prof. Dr. Elisabeth Merk, Stadtbaurätin München/Präsidentin der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung

Vorträge

- 12 „Klimawandel findet Stadt“ – Klimawandel heißt Städtewandel!
Prof. Dr. Dr. h. c. Hans Joachim Schellnhuber und Claudia Köhler, Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung
15 Mischung und Dichte – eine ideengeschichtliche Annäherung, Prof. Dr. Nikolai Roskamm, FH Erfurt

Podium

- 20 Mischung und Dichte – Beschreiben, Erklären, Steuern

Foren

- 24 Forum A: Wachsen, ja – aber richtig! Städtebauliche Qualitäten in der Nachverdichtung der urbanen Stadt
26 Forum B: Temporär, informell, hybrid – neue Nutzungsformen
28 Forum C: Mischung und Dichte in der Arbeitswelt
30 Forum D: Höhere Dichte, vielfältigere Mischung – reichen die gesetzlichen Regeln?
32 Forum E: Vielfalt und Entdichtung – Urbanität in schrumpfenden Städten
34 Forum F: Verdichtung als urbaner Transformationsprozess – Flagship-Architekturen als „urban generators“
36 Forum G: Mischung und Dichte – die Soziokultur der internationalen Stadt

Berichte

- 38 Hochschulkooperation mit Mehrwert – Das Projekt „Fachlicher Nachwuchs entwirft Zukunft“
42 Austausch der Hochschulen

Ausblick

- 44 Gespräch mit Anke Brummer-Kohler, Abteilungsleiterin im Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit
46 2. Hochschultag vor Ort 2017 in Cottbus





Vorwort

Prof. Julian Wékel, Wissenschaftlicher Sekretär der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung

Der vorliegende Bericht über den 5. Hochschultag der Nationalen Stadtentwicklungspolitik (NSP) dokumentiert in erster Linie die im Rahmen dieser Tagung geführten Diskussionen zum aktuellen Umgang mit den elementaren, städtebaulichen Strukturbegriffen „Mischung und Dichte“. Er hat aber ebenso das Ziel, allen ehrenamtlich an der Vorbereitung und Durchführung dieser großen Veranstaltung Beteiligten für ihr Engagement zu danken.

Vorrangig sind hierbei natürlich die Aktiven zu nennen, deren individuelle Beiträge in den Vorträgen, Podien und den sieben parallelen Werkstattforen den Hochschultag inhaltlich getragen haben.

Dank gilt auch den Mitgliedern der offenen Vorbereitungsgruppe, die republikweit aus ihren Universitäten, öffentlichen Verwaltungen und freien Büros immer wieder zusammenkommend, das Rahmenthema „Mischung und Dichte“ definierten, es für die vertiefende Auseinandersetzung in den Foren zur arbeitsteiligen Behandlung auf relevante Einzelthemen hin konkretisierten und schließlich als Paten für jeweils eine der Werkstätten die Ansprache potenzieller Impulsgeber und die weitere inhaltliche Abstimmung verantworteten.

Nicht zuletzt ist hier den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit und des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung für ihre kontinuierliche Begleitung und Unterstützung der Arbeitsprozesse zu danken, ebenso wie den Kolleginnen am Fachgebiet Entwerfen und Stadtplanung der TU Darmstadt, die die gesamte Projektsteuerung mitverantworteten

und die Auswertung der Tagung binnen acht Wochen für die Drucklegung dieser Broschüre aufbereiteten.

Dies gleich zu Beginn aufzuzählen mag und soll veranschaulichen, auf welch eingespielten organisatorischen Strukturen, aber vor allem auf welch ganz überwiegend ehrenamtlichem Engagement, die Konzeption und Organisation der Hochschultage mittlerweile aufbauen kann. Das gilt sowohl für die zweijährig zentral in Berlin stattfindenden nationalen Tagungen als auch für die in den Zwischenjahren an wechselnden Universitäten veranstalteten Hochschultage vor Ort.

Der Hochschultag der NSP, diese außergewöhnliche, aus keiner anderen Fachdisziplin bekannte, Bühne des direkten Austausches zwischen Wissenschaft und gesellschaftlicher Praxis am Gegenstand und Tätigkeitsfeld von räumlicher Planung, Städtebau und Stadtentwicklung, hat sich als eine Institution etabliert. Dabei ist er allerdings nicht in Routine erstarrt, vielmehr hat jede der bisherigen Tagungen, so auch die diesjährige fünfte Veranstaltung, nochmals innovative Gedanken aufgenommen und einerseits inhaltlich, andererseits auch im Ablauf neue Qualitäten entfaltet.

Diesmal bestanden sie zunächst in der Exzellenz der beiden Schlüsselvorträge zur Beziehung zwischen den Herausforderungen einer Vermeidung zukünftigen Klimawandels mit Leitbildern für Stadtentwicklung und zur ideengeschichtlichen Annäherung an das Tagungsthema. Beide sprachen in der erwarteten Form sowohl die Wissenschafts- als auch die Praxisseite an und waren gleichzeitig die Basis für die gemeinsamen Diskurse im weiteren Tagungsverlauf.



Sodann zahlte es sich aus, nach kritischer Beurteilung traditioneller Podiumsdiskussionen mit bis zu acht Referierenden in den früheren Hochschultagen, nun im Rahmen der Podien weit größeren Raum für die individuelle Darstellung unterschiedlicher Sichten aus Praxis und Wissenschaft zu jeweils persönlich, prioritär erscheinenden Aspekten gelassen zu haben. Lediglich vier Gesprächsteilnehmende, je zwei aus Praxis und Wissenschaft, waren gebeten, ihre im eigenen Arbeitszusammenhang entwickelten Positionen zur Aktualität von Mischung und Dichte als städtebauliche Leitbegriffe zur Diskussion zu stellen. Damit war es auch bereits möglich, konkrete Orientierungen für die vorbereiteten Fragestellungen in den Foren zu geben.

Die Foren selbst zeichneten sich dann durch das fachliche Niveau der Impulsvorträge und deren Erörterung aus, das wesentlich Ergebnis der bereits angesprochenen qualifizierten Vorarbeit der Paten war. Zudem konnte man sich im überschaubaren Kreis der Werkstattteilnehmenden sehr direkt und in angenehmer Arbeitsatmosphäre austauschen, wie auch die hierzu in der Dokumentation enthaltenen Abbildungen zeigen.

Auf Erfahrungen der Vorjahre, und vor allem auf der erfolgreichen Gestaltung des 1. Hochschultags vor Ort in Bochum mit seinen offenen Aussprachen aufbauend, war schließlich auch das Programm des zweiten Veranstaltungstages neu konzipiert. Der Ablauf dieses traditionell dem inner- und interuniversitären Austausch vorbehaltenen Tages wurde nun nicht mehr in getrennte Workshops und Sitzungen der Studierenden, der wissenschaftlichen Mitarbeitenden und der Professorinnen sowie Professoren aufgespalten. Vielmehr fanden auf Anregung der Studierenden weitere Werkstätten zu aktuellen Fragen der

universitären Lehre statt, in denen die drei Statusgruppen gemeinsam diskutierten und im Anschluss ihre Ergebnisse in einem Plenum erläuterten. Angesprochen wurden der so schwer einzulösende Anspruch der Interdisziplinarität, die kontroversen Einschätzungen zum Wert des Projektstudiums und die Fragestellung, ob und gegebenenfalls wie ein Wissenstransfer aus den Planungsstudiengängen in die Gesellschaft zu konzipieren sei.

Ursprünglich war schon allein die Gelegenheit eines vordem auf dem Feld der räumlichen Planung ungewohnten direkten Dialogs über die Grenzen der Sphären von wissenschaftlicher Analyse und gesellschaftlicher Praxis hinweg Rechtfertigung genug für die Veranstaltung des Hochschultags der NSP. Nunmehr hat er das Format einer hochqualifizierten, Brücken bauenden Fachveranstaltung gewonnen – mit dem besonderen Aspekt, dass hierbei nicht nur die bereits etablierten Vertreter universitärer Forschung und Lehre, sondern auch Studierende und Nachwuchswissenschaftler gleichberechtigt teilhaben.

Mit der zusätzlichen Etablierung der Hochschultage vor Ort – die Brandenburgische Technische Universität hat hierzu bereits für den 23. und 24. Mai 2017 nach Cottbus eingeladen – wird zudem einem wesentlichen Wunsch des Bundesministeriums, dass Hochschultage auch in alleiniger Trägerschaft der Universitäten selbst durchgeführt werden sollten, Rechnung getragen.

Umso mehr hat es die Teilnehmenden gefreut, dass Staatssekretär Gunther Adler in seinem Grußwort den Hochschultag als integralen Bestandteil der Stadtentwicklungspolitik des BMUB bezeichnete – „jetzt und künftig“ – und zudem das große Interesse des Ministeriums an einer Fortsetzung der Hochschultage betonte.



Grußwort

Staatssekretär Gunther Adler, Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit

Sehr geehrte Damen und Herren,
ich begrüße Sie herzlich zum 5. Hochschultag der Nationalen Stadtentwicklungspolitik.

Bei so vielen hochkarätigen Gästen ist es schwer, alle zu nennen, die es verdient hätten, namentlich begrüßt zu werden. Ich hoffe, Sie sehen es mir nach, dass ich keinen besonders hervorhebe. Ich versichere Ihnen aber: Sie alle sind mir lieb und teuer – und ich freue mich außerordentlich, dass Sie heute zum Hochschultag gekommen sind.

Schon der letzte Hochschultag der Nationalen Stadtentwicklungspolitik, der 4., fand im November 2014 genau hier auf dem EUREF Campus statt. Es waren ungefähr so viele Gäste da wie heute, das Programm war genauso ehrgeizig – aber das Wetter war kühl und regnerisch. Das ist heute zum Glück anders – so wird die Kombination von Programm und Ort heute zu einer sehr guten Atmosphäre von konzentrierter Diskussion und entspannter Kommunikation führen. Davon bin ich überzeugt.

Der Hochschultag soll Menschen zum Austausch zusammenbringen, deshalb sind die Pausen und der Empfang heute Abend ebenso wichtig wie das eigentliche Programm selbst. Es ist gute Tradition, dass der gesamte Hochschultag im Wesentlichen gemeinsam von über 25 Universitäten und Hochschulen vorbereitet, organisiert und durchgeführt wird. Und das gilt auch für das Programm. Professorinnen, Professoren, wissenschaftliche Mitarbeitende, Studierende aus ganz Deutschland setzen sich zusammen und planen. Das Engagement nimmt von Hochschultag zu Hochschultag zu. Alle Beteiligten, auch die Referenten, verzichten auf ein Honorar.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, Ihnen allen und dem Vorbereitungsteam sage ich meinen herzlichen Dank dafür. Ihr Engagement trägt den Hochschultag. Ohne Sie könnte er so nicht stattfinden. Ohne Sie hätten wir auch nicht so ein ehrgeiziges Programm wie heute mit so interessanten Referenten.



Bewährt ist auch die Trägerschaft: Der Hochschultag wird gemeinsam vom BMUB und von der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung (DASL) ausgerichtet. Hier gilt mein Dank natürlich Herrn Prof. Wékel, der sich unermüdlich für den Erfolg der Konferenz einsetzt, und seinem Team.

Der Hochschultag der Nationalen Stadtentwicklungspolitik ist ein Forum des Austausches. Er bietet den Hochschulen eine Plattform zum direkten Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis über zentrale Fragen der Stadtentwicklungspolitik und ihre Behandlung in Forschung und Lehre. Dieses Mal haben wir z.B. einen ganzen Samstagvormittag, um über Fragen der Lehre und Ausbildung zu diskutieren. Zu dieser Konferenz sind ausdrücklich alle Statusgruppen der Hochschulen eingeladen: Professorinnen, Professoren, wissenschaftliche Mitarbeitende, Studierende – und natürlich Praktiker. Es ist eine generationenübergreifende Konferenz. Auch das trägt zu ihrem unverwechselbaren Charakter bei.

Zwei Fragen stehen heute im Mittelpunkt:

- Wie kann die Wissenschaft die Praxis besser bei der Planung und Gestaltung nachhaltiger Stadtentwicklungspolitik unterstützen?
- Welchen Bedarf an wissenschaftlicher Forschung und Beratung sehen die Praktiker für die Bewältigung der aktuellen und der langfristigen Herausforderungen der Stadtentwicklung?

Diese Fragen stellt sich jeder Hochschultag – weil sie aktuell sind und wichtig bleiben. Aber – und hier kommt das Neue: Er versucht sie jedes Mal anhand eines anderen aktuellen Beispiels aus der Praxis der Stadtentwicklungspolitik zu beantworten.

„Mischung und Dichte“ ist das aktuelle Thema. Städte sind Orte hoher Dichte. Viele verschiedene Menschen leben auf wenig Fläche. Und wenn die Dichte abnimmt, dann droht die Stadt zu sterben. Sie haben unterschiedliche Vorstellungen und Bedürfnisse von der Nutzung dieser Fläche. Wir erleben das gerade in den wachsenden Städten – und Sie kennen das auch: Wenn in den Innenstädten Wohnungen gebaut oder Flächen für Gewerbe und Kultur neu genutzt werden sollen, müssen dafür bisher freie Flächen bebaut werden. Das führt zu Auseinandersetzungen, weil sich einige lieber Grünflächen wünschen – und weil wir auch zu beachten haben, dass sich die Städte an den Klimawandel anpassen müssen.

Andererseits wollen wir möglichst wenig Fläche an den Stadträndern und im Umland verbrauchen. Außerdem wollen wir keinen oder nur wenig zusätzlichen Verkehr erzeugen. Und wir wollen nicht, dass sich die Stadtviertel sozial entmischen, weil sich nur noch die Wohlhabenden die stark nachgefragten Wohnungen in der Innenstadt leisten können. In schrumpfenden Städten stehen Sie wiederum vor anderen Problemen, die aber auch nicht kleiner sind. Dann gibt es heftige und leidenschaftliche

Diskussionen darüber, was zu tun ist. Hier brauchen wir die Stadtentwicklung, also Sie, um die passenden Entscheidungen vorzubereiten. Politik und Verwaltung benötigen gute – auch wissenschaftliche – Beratung, um die besten Entscheidungen zu treffen und um die unterschiedlichen Anforderungen an die Flächennutzung vernünftig zusammenzubringen.

Das ist keine leichte Aufgabe. Wir müssen alle Beteiligten zum direkten Dialog auffordern. Ein Teil dieses direkten Dialogs sind Sie, meine Damen und Herren, die sich am Hochschultag beteiligen. Sie beschäftigen sich heute den ganzen Tag mit dem Thema „Mischung und Dichte“; heute Vormittag eher grundsätzlich und heute Nachmittag in den Foren mit einzelnen Facetten.

Das zeigt einmal mehr, dass Deutschland über eine sehr gute wissenschaftliche Expertise im Bereich Stadtplanung und Stadtentwicklung verfügt. Wir haben eine exzellente Forschungslandschaft, eine gute Ausbildung an den Universitäten und Hochschulen. Das führt zu Planerinnen und Planern, die mit Engagement, Leidenschaft und Geduld aktiv sind, um in den Städten gute Planungslösungen zu verwirklichen und die Lebensqualität zu steigern.

Einige sehr renommierte Expertinnen und Experten sind heute hier. Neben mir begrüßt Sie heute Frau Prof. Merk, schon lange Stadtbaurätin in München und Präsidentin der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung. Ich freue mich auch auf den Vortrag von Herrn Prof. Schellnhuber vom Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung zum Thema „Klimawandel und Leitbilder der Stadtentwicklung“. Er ist auch Mitglied im Kuratorium der Nationalen Stadtentwicklungspolitik. Auf Herrn Prof. Roskamm und seinen Vortrag zu Mischung und Dichte und auf all die anderen vielen guten Akteure auf den Podien und den Foren dürfen wir uns natürlich ebenso freuen.

Meine Damen und Herren, Sie beschäftigen sich heute mit einem sehr aktuellen Thema – und doch hat in der Stadtentwicklung die Zukunft eigentlich immer schon begonnen. Was Sie heute diskutieren, was wir heute gemeinsam umsetzen z.B. mit den Programmen der Städtebauförderungspolitik, wird auch morgen noch die Städte prägen. Deshalb ist es umso wichtiger, dass sich Politik und Praxis wissenschaftlichen Rat holen und dass die Wissenschaft die Möglichkeit hat, auch weit in die Zukunft zu denken.

Wir alle kennen die Zukunft nicht. Oder präziser: Wir wissen heute nur von wenigen Ereignissen, dass sie mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit eintreten werden. Das gilt z.B. für den Klimawandel und für den Trend zu einem längeren gesunden Leben. Deshalb müssen wir bei der Gestaltung unserer Städte berücksichtigen, dass wir auch morgen noch Gestaltungspotenziale haben. Wir müssen uns Entwicklungsmöglichkeiten erhalten – und dabei zugleich Rahmenbedingungen für die Stadtentwicklung definieren.



Das heißt z. B. ganz konkret jetzt nicht alle Flächen zu bebauen, sondern auch noch einige in Reserve zu behalten. Flexibel nutzbare Wohn- und Geschäftshäuser zu bauen. Eine Stadt der kurzen Wege zu gestalten. Dabei zugleich eine gute Mischung aus Dichte und Offenheit zu wahren. Grünflächen auch in den Stadtzentren zu behalten, die Anpassung an den Klimawandel zu bewältigen und für eine gute Lebensqualität zu sorgen.

Auch die digitale Entwicklung (Stichwort Smart City) ist hier von großer Bedeutung. Sie wird unser aller Leben deutlich verändern. Städte werden vernetzter, mobile Anwendungen und Services selbstverständlich. Beispiele dafür sind besser vernetzte und effektivere Verkehrsmittel (und vielleicht völlig andere als jetzt wie selbstfahrende Autos oder Paketbringdienste), schlüssellose Häuser, deren komplette Technik man von unterwegs steuert, die effizientere Nutzung von Energie durch smarte Stromnetze oder sensorgesteuerte Parkmanagementsysteme, um den Parksuchverkehr zu verringern. Hier müssen wir beizeiten Regeln zur Datennutzung entwickeln und sehr genau prüfen, von welchen Entwicklungen die Städte und vor allem die Menschen profitieren und von welchen nicht.

Meine Damen und Herren, eine nachhaltige und integrierte Stadtentwicklungspolitik stellt uns immer wieder vor große Herausforderungen – das zeigen schon diese wenigen Beispiele. Zurzeit sind es neben der Frage nach Mischung und Dichte auch gerade die Themen Integration, Sicherung des sozialen Zusammenhalts, bezahlbarer Wohnungsbau und Smart Cities, die die Akteure der Stadtentwicklungspolitik stark beschäftigen.

Diese Themen sind eng miteinander verknüpft und müssen im Rahmen einer integrierten Stadtentwicklungspolitik berücksichtigt werden. Denn Integration findet in der Kommune, in den Quartieren statt. Johannes Rau hat einmal gesagt: „Die Kommune ist der Ernstfall der Demokratie“. Wenn wir hier Schiffbruch erleiden, dann leidet das gesamte Gemeinwesen. Deshalb müssen wir die Quartiere und Gemeinden so gestalten, dass ein gutes Miteinander gelingen kann. Dafür benötigen Städte nicht zuletzt auch die erforderlichen finanziellen Ressourcen und Top-Planerinnen und -Planer. Eine gute Ausbildung des Planernachwuchses und wissenschaftliche Beratung sind daher für unsere Zukunft wichtig. Der Hochschultag ist deshalb integraler Bestandteil der Stadtentwicklungspolitik des BMUB, jetzt und künftig. Das BMUB hat ein großes Interesse daran, diesen generationen- und berufsübergreifenden Dialog fortzusetzen: zunächst 2017 in Cottbus und 2019 mit den regionalen „Hochschultagen vor Ort“, die von unterschiedlichen Hochschulen selbstständig ausgerichtet werden.

2018 und 2020 sollen dann die nächsten überregionalen und hochschulübergreifenden Hochschultage der Nationalen Stadtentwicklungspolitik in Berlin stattfinden, wieder – so hoffe ich – selbst organisiert von über 25 Hochschulen und Universitäten.

Meine Damen und Herren, vor Ihnen liegt ein produktiver Konferenztag. Ich wünsche Ihnen intensive sowie anregende Diskussionen und Gespräche und viel Spaß.

Vielen Dank.

Grußwort

Prof. Dr. Elisabeth Merk, Stadtbaurätin München/Präsidentin der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung

Sehr geehrter Herr Staatssekretär Adler, herzlichen Dank dafür, dass Sie diesen Hochschultag unterstützen; denn ich denke es ist wirklich sehr, sehr wichtig, dass Wissenschaft und Praxis sich vermischen – nicht nur theoretisch, sondern im konkreten Tun und Auseinandersetzen. Ich bedanke mich aber natürlich auch bei Prof. Julian Wékel, der der Inspirator für diese ganze Veranstaltung ist, und das schon jetzt über mehrere Jahre. Und selbstverständlich bedanke ich mich bei allen anderen, die an unterschiedlicher Stelle diesen Hochschultag gestalten – nicht zuletzt natürlich bei den Universitäten und Hochschulen selbst und bei den Studierenden.

Ich habe einige Überlegungen zum Thema „Mischung und Dichte“ mitgebracht, denn das ist ja ein Thema, mit dem ich als Münchener Stadtbaurätin extrem konfrontiert bin. Ich möchte es aber mit einem anderen Begriff benennen, der vielleicht auch so über diesem Tag steht. Es geht ja eigentlich um Begegnungen.

Wir sprechen zwar viel über die Grenzen der Verdichtung in Form von städtebaulichen Kennwerten und Ähnlichem. Wir sprechen über urbane Gebiete, die vielleicht jetzt den Einzug in das Baugesetzbuch halten. Wir sprechen über Innenverdichtung vor Außenentwicklung und ich stelle in meinem Berufsleben fest: Zum ersten Mal seit ich studiert habe, ist das Wort Außenentwicklung wieder etwas, mit dem man sich ernsthaft beschäftigen muss und was man auch als eine echte Grenze sehen kann, denn wir müssen die Freiräume in der Stadt natürlich verteidigen – gerade wenn wir dichter und urbaner werden wollen.

Was ist Urbanität? Ich glaube, da gibt es auf Seiten der Wissenschaft ganz andere Köpfe, die das schon öfter mehrmals in unseren Runden vorgetragen haben – wie etwa Walter Siebel, der ja über die urbanen Tugenden spricht.

Mein Begriff ist Nähe. Ich glaube, es geht in dieser ganzen Debatte gar nicht nur um funktionale Zusammenhänge und Kennwerte, die man statistisch erarbeiten kann, sondern es geht um die ganz einfache Frage: Wie viel Distanz brauchen wir und wie viel Nähe können wir zulassen in der Stadt? Wie wollen wir eigentlich leben und was brauchen wir für Orte, an denen wir uns begegnen? Deswegen wäre meine Bitte an diesen Hochschultag, das auch in den Foren zu diskutieren. Welche Ausstattung braucht der öffentliche Raum, welche Gestaltung braucht die Architektur? Denn vieles hat auch mit Wahrnehmung zu tun.

Wir machen in München immer eine Fahrt mit den Stadträten, die haben wir einmal Dichte-Fahrt genannt, weil wir im Planungsausschuss oft ganz erbittert diskutieren, was eigentlich die richtige Kennzahl von Dichte für das nächste Stadtquartier ist. Dann sagen die einen „Um Gottes Willen 3,0 das geht ja überhaupt nicht“ und die anderen wollen 0,8, daraufhin stöhnen die anderen und sagen „Das ist ja die Siedlungsentwicklungspolitik der 50er-Jahre.“ Wenn wir dann eine Rundfahrt unternehmen und uns die Bestandsgebiete ansehen, die klassischen wie Schwabing, die schönen Blöcke aus den 20ern – stellen wir fest, dass sie eine unvermutet hohe Dichte haben und trotzdem sehr beliebt sind. Dann sehen wir uns unsere neuen Quartiere an und erleben Überraschungen. Manches war im Planungsausschuss extrem hart umkämpft. Da fragen die Stadträte: „Frau Merk, warum haben wir da nicht zwei Geschosse mehr draufgepackt?“ Dann sage ich: „Ja, weil Sie das weggeschlossen haben.“ Und dann sagen die Stadträte: „Ja, warum haben wir das denn weggeschlossen?“ – „Ja, weil wir uns das nicht vorstellen haben können.“

Deswegen glaube ich tatsächlich, dass es auch um die Frage von guter Gestalt und räumlicher Wahrnehmungen sowie Perspektiven geht und das fehlt mir auch manchmal in den Programmen der Universitäten, weil dieses Thema doch oft sehr abstrakt und strukturell verhandelt wird. Ich meine aber, es hat tatsächlich etwas mit Gestaltung, Fassadenqualitäten, mit Materialien und Oberflächen zu tun – aber natürlich auch mit Toleranz.

Dialog von Praxis und Wissenschaft ist wirklich notwendig. Für die Praktiker ist es inspirierend, für die Wissenschaftler ist es erhellend, was dann im konkreten Raum passiert. Von Alain Thierstein habe ich mal gelernt: Wissen entsteht ebenfalls erst durch Begegnung – genau wie die Urbanität.

Damit möchte ich mich bei Ihnen bedanken, dass Sie diesen Tag gestalten. Ich bin gespannt, was dabei herauskommt. Gutes Diskutieren, gutes Arbeiten und herzlichen Dank.



„Klimawandel findet Stadt“ – Klimawandel heißt Städtewandel!

Prof. Dr. Dr. h. c. Hans Joachim Schellnhuber und Claudia Köhler, Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung

Das Erdklima war schon immer großen Schwankungen unterworfen. Betrachtet man die Klimageschichte unseres Planeten mit Blick auf die Entwicklung der globalen Mitteltemperatur der letzten 100.000 Jahre, so begibt man sich auf eine Reise mit Temperaturschwankungen von bis zu 20°C, die zugleich weit in die Entwicklungsgeschichte der Menschheit zurückführt. Angesichts dieser großen Klimaschwankungen der Vergangenheit ist es umso erstaunlicher, dass der Mensch es heute zustande bringt, das Erdklima in noch nie dagewesener Weise zu verändern.

Der Ausbruch des Vulkans Toba vor 74.000 Jahren markierte einen evolutionären Wendepunkt in der Klimageschichte, der beinahe einen Schlusspunkt hinter den Bestand der Spezies Homo Sapiens gesetzt hätte. Diesem Vulkanausbruch folgte ein starker Temperaturabfall, wobei aus genetischen Analysen rekonstruiert werden konnte, dass nur wenige hunderte bis tausende Menschen diese Temperaturluntheit überlebten. Erst die vor etwa 11.400 Jahren eintretende Klimastabilität, das sogenannte Holozän, schaffte die wesentliche Vorbedingung für die Neolithische Revolution. Dieser klimatische Glücksfall ermöglichte die Entwicklung der Landwirtschaft und damit die planbare Ernährung durch den Anbau von Feldfrüchten und durch die Viehzucht. Aus den wenigen überlebenden Jägern und Sammlern wurden nach und nach Bauern. Dadurch waren die Voraussetzungen nicht nur für Sesshaftigkeit, sondern auch für die Städtebildung erstmals in der Erdgeschichte erfüllt.

Neu entstandene Produktionsgemeinschaften stellten die Grundlage für zivilisatorische Entwicklungen und eine der tiefgreifendsten Veränderungen in der menschlichen Lebensweise dar. Und bereits damals begann der Mensch aktiv in das Klima einzugreifen, indem er die Wälder rodete, um Acker- und Weidefläche zu gewinnen. Was aus dieser Entwicklung folgte, war eine enorme Bevölkerungsentwicklung, die uns noch heute vor die Frage stellt, auf welche Weise die Erde für 7, 9 oder gar 11 Milliarden Menschen genutzt werden kann? Der verantwortungsvolle Umgang mit unserem Planeten und seinen Ressourcen sollte dabei als Prämisse eigentlich mehr als selbstverständlich sein.

Auf eine einfache Formel gebracht, gibt es zwei wesentliche Faktoren, die das Klima langfristig beeinflussen. Zum einen die Sonneneinstrahlung, die, abhängig davon, wie die Erde zur Sonne ausgerichtet ist, entscheidend für die Entstehung von Eiszeiten oder Warmzeiten ist. Dabei können sich insbesondere zwei Parameter verändern, die Form der Erdbahn – von elliptisch bis fast kreisförmig – und die Neigung der Erdachse, wodurch die Sonneneinstrahlung moduliert wird. Der zweite große Einflussfaktor ist der CO₂-Gehalt in der Atmosphäre, der den sogenannten Treibhauseffekt bewirkt. Das kurzwellige Sonnenlicht kann unsere Atmosphäre nahezu ungehindert passieren. Die von der Erde wiederum zurückgestrahlte langwellige Infrarotstrahlung wird von Treibhausgasen wie dem CO₂ absorbiert und teilweise wieder zur Erdoberfläche reflektiert. Es entsteht ein



Wärmestau, der umso größer wird, je mehr CO₂ sich in der Atmosphäre befindet. Und dieser Faktor wird maßgeblich vom Menschen beeinflusst, durch die massive Nutzung fossiler Brennstoffe und somit das Einbringen signifikanter zusätzlicher CO₂-Emissionen in unsere Atmosphäre.

Seit Beginn der Industriellen Revolution, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, hat der Mensch bereits so viel zusätzliches CO₂ in die Atmosphäre eingebracht, dass dies 2012 eine Erhöhung der globalen Mitteltemperatur um 0,8°C gegenüber dem vorindustriellen Niveau zur Folge hatte. Die Entwicklungskurve folgt weiter einem dramatischen Aufwärtstrend. Abbildung 1, die auf Beobachtungsdaten der National Aeronautics and Space Administration (NASA) basiert, zeigt die Temperaturkurve von 1880 bis zum Mai 2016 und untermauert, dass es keine Erwärmungspause gab oder gibt. Im Gegenteil: Würde die gesamte Welt auf einem „Weiter-wie-bisher“-Pfad, unter Nutzung aller verfügbaren und profitabel förderbaren fossilen Energieträger konventionell entwickelt werden, dann wäre die Konsequenz eine Erwärmung im Bereich von 8 bis 10°C. Damit wird einmal mehr deutlich, dass die Menschheit mit ihren Emissionen aus fossilen Brennstoffen entscheidend die zukünftige Entwicklung des Planeten bestimmt.

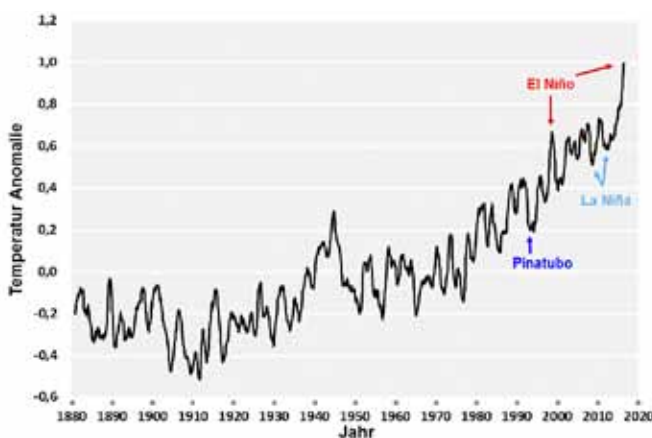
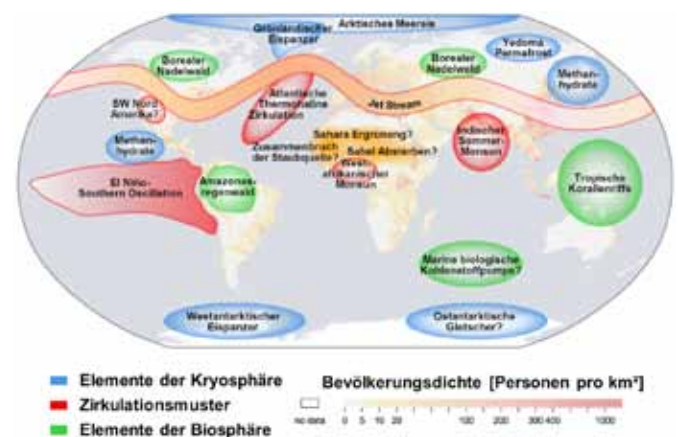


Abb. 1 Datenquelle: GISS Oberflächentemperatur-Analyse (GISTEMP), <http://data.giss.nasa.gov/gistemp/>

Der Klimagipfel von Paris im Jahr 2015 mündete jedoch in einem Abkommen, in dem sich 195 Staaten dazu verpflichtet haben, die globale Erwärmung auf deutlich unter 2°C (1,5 bis 2°C) zu begrenzen. Dieses Ziel kann jedoch nur erreicht werden, wenn es gelingt, zur Mitte des 21. Jahrhunderts ein Gleichgewicht zwischen den weltweit emittierten und absorbierten Treibhausgasen herzustellen – und somit die komplette Weltwirtschaft zu dekarbonisieren.

Bei der Temperaturschwelle von 2°C handelt es sich keineswegs um einen willkürlich fixierten Wert. Dies lässt sich eindrucksvoll anhand der Körpertemperatur des Menschen veranschaulichen. Unser Körper ist – unabhängig von den äußeren Umständen – darauf angelegt, stets

eine stabile Temperatur im Bereich von 36,3 bis 37,4°C zu halten. Im Falle eines Infekts kann diese Temperatur etwa um 2°C steigen; wir sprechen dann von erhöhter Temperatur. Steigt die Körpertemperatur um 4 bis 5°C, würde der Mensch durch Organversagen infolge von Überhitzung sterben. In ganz ähnlicher Weise verhält sich unser planetarisches System. In diesem System gibt es eine Reihe von Rückkopplungsprozessen, die vergleichbar mit der Transpiration des menschlichen Körpers der Temperaturregulierung dienen. Für das planetarische Ökosystem wäre eine Erderwärmung von 4, 5 oder gar 8°C ähnlich prekär!



Quelle: Schellnhuber, pers. comm. Auf Grundlage von Lenton et al., 2008

Die 2°C-Leitplanke basiert kurz gefasst auf dem wissenschaftlichen Konsens darüber, dass jenseits dieser Temperaturerhöhung Klimafolgen mit unkalkulierbaren Risiken erwartet werden müssen und markiert somit gleichsam eine planetarische sowie zivilisatorische Belastungsgrenze. Oberhalb dieser Grenze könnten kritische Abläufe im Erdsystem, hinsichtlich der sogenannten Kipp-Elemente aktiviert werden. Zu diesen Kipp-Elementen (Abbildung 2) gehören z.B. der Golfstrom, der Jetstream, der Amazonas-Regenwald, die Monsunsysteme, die großen Eisschilde etc. Sie könnten schon bei einer Erderwärmung von 1,5 oder 2°C unwiderruflich in einen anderen Zustand umspringen. Dabei gilt: je höher der Anstieg der globalen Mitteltemperatur, desto höher das Gefährdungsrisiko für die verschiedenen Kipp-Elemente. Bereits bei einer Erwärmung von 1,5°C wären etwa 90% der weltweiten Korallenriffe verloren – und somit auch ihre Funktionen im Ökosystem Meer als Lebensraum für mehr als eine Million Arten, als Brandungsschutz, als Klimastabilisator durch die Bindung von Kalk, als Einnahmequelle für den Tourismus usw.

Noch größere Einschlüsse im planetarischen Ökosystem drohen jedoch bei einer Erwärmung zwischen 2 und 4°C. Ein Kollaps des Grönlandischen Eisschildes hätte global etwa sieben Meter Meeresspiegelanstieg zur Folge. Eine sinnvolle Anpassung an eine derart drastische Umweltveränderung grenzt an Utopie. In Venedig wird derzeit



versucht, mit einem zweistelligen Milliarden-Euro-Aufwand die Stadt vor einem Meeresspiegelanstieg von 20 Zentimetern zu schützen. Dieses Beispiel zeigt, wie schwierig und aufwendig die Anpassung an Klimafolgen sein kann und untermauert einmal mehr die Bedeutsamkeit des Pariser Klimaabkommens. Denn selbst eine Begrenzung der Erderwärmung auf 2°C würde langfristig zu einem Meeresspiegelanstieg im Multi-Meter-Bereich führen. Für das globale Siedlungswesen hätte eine solche Entwicklung dramatische Konsequenzen. Absurderweise siedelt sich der Mensch mit Vorliebe in eher vulnerablen und vom Klimawandel besonders gefährdeten Gebieten an, wie bspw. in Wüsten, an Berghängen oder eben an Küsten. Insbesondere Städte in flachen Küstenzonen sind mit sehr hohen Gefährdungsrisiken konfrontiert – durch die Kombination von Meeresspiegelanstieg, die Absenkung der Landmassen infolge zunehmender Bebauung, Grundwasserübernutzung oder Sturm- und Überflutungsereignisse. Das Potenzial dieser Gefährdung nimmt konkrete Gestalt an, wenn man sich vor Augen führt, dass bereits heute mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten lebt und diese Zahl bis zum Jahr 2050 vermutlich von 4 auf etwa 6,5 Milliarden ansteigen wird. Die Städte sind dabei ebenso Treiber wie Betroffene des globalen Klimawandels und tragen mit mehr als 70 % aller Emissionen erheblich zu diesem bei.

Um die Erderwärmung auf 2°C oder weniger zu begrenzen, muss sich die globale Emissionskurve ab dem Jahr 2020 relativ steil nach unten bewegen, im Jahr 2050 bei null angekommen sein, um dann in den Bereich der Negativemissionen einzutauchen. Dies ist ein wichtiger „Emissionswegweiser“, besonders für Stadtplaner, und ein Fingerzeig weg von der üblichen städtebaulichen Nutzung von Beton und Stahl in Richtung nachhaltiger Bausubstanzen wie Lehm, Stein oder Holz. Letzteres kann, gut behandelt und imprägniert, auch für Bauwerke mit einer Höhe von bis zu 20 Stockwerken verbaut werden und während seines Wachstums sogar noch CO₂ aus der Atmosphäre aufsaugen, also zu Negativemissionen führen. Bei einem Bedarf von 2,5 Milliarden

neuen Wohnungen und städtischen Infrastrukturen darf man keinem „Business-as-usual-Baupfad“ folgen. Im Gegenteil, erreicht man die neuen Siedlungen in Schwellenländern wie China, Brasilien und Indien komplett konventionell, also mit Beton und Stahl, würde dies allein die Hälfte des weltweit zur Verfügung stehenden Kohlenstoffbudgets verbrauchen. Letzteres muss beachtet werden, um mit einer soliden Wahrscheinlichkeit bei der Erwärmung unter 2°C-Erwärmung zu bleiben. Die vollständige globale Dekarbonisierung bedeutet auch, dass die Energiesysteme in jeder einzelnen Stadt CO₂-neutral werden müssten.

Der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) hat sich in seinem 2016 veröffentlichten Hauptgutachten „Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte“ dieses zukunftsweisenden Themas intensiv angenommen und leistet damit einen wesentlichen Beitrag zum dritten Wertsiedlungsgipfel der Vereinten Nationen (Habitat III) im Herbst 2016 in Quito. Der WBGU identifiziert im Wesentlichen drei große Städte- bzw. Siedlungsmuster. Erstens reife Städte, wie München oder Kopenhagen, die sich in ihrer urbanen Form voraussichtlich nur noch wenig verändern werden. Zweitens neue Siedlungen, vorrangig in Schwellenländern wie China oder Indien zu finden, und drittens informelle Siedlungen, das heißt überwiegend Slums. Momentan leben in informellen Siedlungen knapp eine Milliarde Menschen; bis zur Mitte des Jahrhunderts werden es etwa zwei, am Ende des Jahrhunderts vielleicht sogar drei Milliarden Menschen sein. Der zu erwartende Bevölkerungszuwachs in informellen Siedlungen erfordert einen radikalen Perspektivwechsel. Entwicklung in informellen Siedlungen kann durchaus „funktionale Slums“ hervorbringen, die nachhaltig sind, ihren Bewohnern Teilhabe ermöglichen und deren Eigenart im Sinne einer einzigartigen physischen und kulturellen Lebenswelt ermöglichen.

Die zukünftige Gestaltung der Urbanisierung sollte polyzentrische Ansätze berücksichtigen – weg von der Konzentration auf wenige Orte im Höhenrausch, hin zur dezentralen Erhöhung der Attraktivität von Klein- und Mittelstädten – ohne die Nachteile zu starker Verdichtung. Die polyzentrische Urbanisierung als Leitbild der Stadtentwicklung korrespondiert auf der einen Seite mit der Umstellung der Energiesysteme auf erneuerbare Quellen und somit der Versorgung urbaner Lebensräume mit nachhaltiger Energie, zu deren Gewinnung Fläche benötigt wird. Zum anderen entspricht sie auch der Digitalisierung unserer Lebenswelt, in der es eben nicht mehr zwangsläufig notwendig ist, Menschen beständig von Punkt A nach Punkt B, beispielsweise zum Arbeitsplatz zu befördern – man denke nur an das Transportvolumen von asiatischen Pendlerzügen im Berufsverkehr. Der Zug der Erderwärmung jedenfalls ist in voller Bewegung. Ihn aufzuhalten, zu bremsen oder umzulenken bedeutet keine geringere Herausforderung als die Neuerfindung der Moderne!

Mischung und Dichte – eine ideengeschichtliche Annäherung

Prof. Dr. Nikolai Roskamm, FH Erfurt

Sehr geehrte Damen und Herren,

vielen Dank für die Einladung! Beginnen möchte ich mit einer Vorbemerkung. Was ich hier zum Besten geben möchte, ist eine kurze Ideengeschichte der Mischung und Dichte. Was ich NICHT machen möchte, ist die Frage nach der richtigen Dichte und der richtigen Mischung zu stellen oder gar zu beantworten. Das sage ich gleich zu Beginn, damit sie nicht enttäuscht sind am Ende. Städtebau und Stadtplanung sind handelnde und herstellende Disziplinen und deshalb liegt es vielleicht nahe, dass diese Fragen – nach der richtigen Dichte, nach der richtigen Mischung – im Vordergrund stehen. Was ich Ihnen hier berichten möchte, ist etwas anderes. Ich versuche zu ergründen, was Mischung und Dichte eigentlich für Konzepte sind und woher sie stammen. Mein Ziel ist also eher Erkenntnis und weniger Planungswissen.

Mischung und Dichte – was ist das? Mischung und Dichte sind – allgemein gesprochen – Grundbegriffe. Was sind Grundbegriffe? Zunächst: Begriffe von großer Bedeutung für ein Wissensfeld. Dann: Begriffe von allgemeiner Akzeptanz und von unhinterfragter Gültigkeit. Wer sich mit Grundbegriffen beschäftigt, macht sich auf die Suche nach den vergessenen Gründen und Abgründen eines Wissensfeldes. In Grundbegriffen hausen die Geister der Vergangenheit. Und vielleicht treffen sie sich dort, so behaupten zumindest manche, mit den Gespenstern der Zukunft.

Ich möchte Ihnen zur Aktualität des Themas zwei Bilder vor Augen führen. Auf dem ersten strahlen sich Sigmar Gabriel, Angela Merkel, Horst Seehofer an. Was ist da los? Keine historische Situation, sondern ziemlich aktuell. Integrationsgesetz. Bestandteil: Wohnsitzregelung. Länder sollen entscheiden können, in welchem Ort oder welcher Stadt die Asylbewerber untergebracht werden. Gleichzeitig gibt es die Möglichkeit, eine Zuzugssperre zu verhängen, etwa um „Ghettobildung zu vermeiden“. Schaut man genauer auf dieses Vorhaben, dann erkennt man: Es geht um Mischung, beziehungsweise um die Möglichkeit des Mischens. Die Regierungstroika hat gute Laune, da sie die Möglichkeit für die Planung der richtigen Mischung beschlossen hat.

Dann ein anderes Bild: Ecopop, eine rechtspopulistische Volksinitiative in der Schweiz. Voller Name: „Stopp der Übervölkerung – zur Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen“. Abstimmung über Migration im Jahre 2014. Das zentrale Argument: Die Schweiz sei im Dichtestress. Die große Politik, so lässt es sich berichten, beschäftigt sich intensiv mit stadtplanerischen Konzepten.

Was ist Dichte? Dieser Frage lässt sich aus unterschiedlichen Richtungen nähern. Dichte ist aktuell. Dichte ist relevant. Warum eigentlich?

Die Geschichte von der guten Dichte

Die Begriffsgeschichte der Dichte reicht zurück bis in die antike griechische Philosophie. Aristoteles berichtete in seiner Physik von Gegensatzpaaren, die alles Werden verursachen und auslösen; zu diesen *Prinzipien* zählte er – neben dem Warmen und dem Kalten, dem Nassen und dem Trockenen oder der Feindschaft und der Freundschaft – auch „das Dichte und das Dünne“ (Aristoteles 1829: 21). Die Dichte erscheint hier als konstitutiver Teil eines Gegensatzes, der im ganz allgemeinen Sinne Bewegung verursacht. Bis heute lässt sich genau dies – einen Gegensatz abzubilden, etwas zu verursachen – als impliziten Kern einer Definition von Dichte beschreiben: Die Dichte braucht erstens (um als Argument zu funktionieren) ein Viel und ein Wenig (eine *hohe Dichte* und eine *niedrige Dichte*). Zweitens ist es bis heute Ziel aller Inszenierungen von und mit Dichte, sie als Ursache von (je nach dem) sozialen Fortschritt und Stadtentwicklung oder aber Überlastung und urbanem Chaos zu setzen.

In der sich Ende des 19. Jahrhunderts etablierenden Soziologie wird der Dichte eine große Bedeutung zugemessen. Émile Durkheim konzipierte Dichte als zentrale Ursache für gesellschaftlichen Fortschritt (1893) und gibt ihr also eine positive Wertung. Durkheim behauptete, dass die *moralische Dichte* (das soziale Band, das eine Gesellschaft zusammenhält) und die *materielle Dichte* (Bevölkerungsdichte, bauliche Dichte,





Verkehrsdichte etc.) sich in ihren Ausprägungen entsprechen – damit scheint es erstmals möglich zu werden, den sozialen Zusammenhalt einer Gesellschaft tatsächlich zu messen. Zudem vertritt er die These, dass die *materielle Dichte* die *moralische Dichte* (und damit die Entwicklung des Sozialen) bedingt.

Durkheim hatte die von ihm behauptete mechanische Kausalität in einer späteren Schrift zwar deutlich relativiert, seine Kehrtwende ist aber im späteren stadtsoziologischen Fachdiskurs kaum registriert worden.

Von Durkheims Thesen hängengeblieben ist dagegen die Konzeption, materielle Dichte zur Ursache des Sozialen zu bestimmen, sie also als verantwortlich für den gesellschaftlichen Fortschritt zu bestimmen. Dass eine solche These für das städtebauliche Selbstverständnis verführerisch ist, mag kaum verwundern. Eine Ursache für die Fortentwicklung von Gesellschaft zu identifizieren, von der man glaubt, sie sei nicht nur mess- und analysierbar, sondern auch durch städtebauliches Handeln steuerbar, verspricht dem urbanistischen Feld (dem Wissensgebiet, das von dem Theorie- und Handlungswissen der Stadtwissenschaften gebildet wird) einen beträchtlichen Relevanz- und Bedeutungsgewinn.

Dichte ist gut, das sagte dann auch Jane Jacobs Anfang der 1960er. Es ist das erste Mal, dass das auf dem urbanistischen Feld gesagt wurde. Ich komme gleich darauf zurück. Hier ist festzuhalten: Die Geschichte von der guten Dichte erreicht das urbanistische Feld ziemlich spät. Sie setzt sich dann aber bald durch und wird zum Leitbild der kompakten

Stadt der kurzen Wege. In diesem Leitbild also wohnt der Geist von der guten Dichte. Von der Dichte als positive Gesellschaftsursache – ergänzt von weiteren Erzählungen, etwa von der ökologischen Stadt und von der Nachhaltigkeit. Dieser Geist ist, wenn man so will, ein guter Geist, auch das soll es ja geben. Es ist aber auch ein Geist, der ein Kausalitätsdenken im Gepäck hat (erinnert sei an die Dichtebehauptung von Durkheim), das bei genauerer Betrachtung ziemlich spekulativ ist.

Und es gibt eine zweite Geschichte. Die Geschichte von der schlechten Dichte.

Die Geschichte von der schlechten Dichte

Im 19. Jahrhundert beginnt sich von der physikalisch-mechanischen Betrachtungsebene eine spezielle Dichteform abzulösen: die Bevölkerungsdichte. Dieses Konzept entwickelt sich in der Nationalökonomie und in der Geografie zu einem richtungsweisenden Treiber. In den Sozial-, Planungs- und Bevölkerungswissenschaften wird Dichte als das Verhältnis von einer Anzahl von Menschen zu einer Flächeneinheit und bezogen auf einen konkreten Ort bestimmt. Aus der damit definierten Einwohnerdichte wurde in unterschiedlichen Disziplinen eine Vielzahl von Dichtebegriffen herausgebildet (wie etwa die *bauliche Dichte* und die *soziale Dichte*), die sich inhaltlich jedoch immer auf das Konzept der Bevölkerungsdichte rückbeziehen lassen.

In vielen Theoriediskursen des 19. und 20. Jahrhunderts spielte Dichte (anfangs bezeichnet als *Dichtigkeit*) eine große Rolle. Als Symbol für das



zunehmend mit nationalen und völkischen Inhalten angereicherte Verhältnis von *Volk zu Raum* gebrauchte etwa der Geograf Friedrich Ratzel in seiner Anthropogeografie (1891) die Dichte als zentrale Kategorie, die erklären soll, wie und warum sich Gesellschaft auf der Erde verteilt. Im geopolitischen Kontext Anfang des 20. Jahrhunderts wurde Dichte vermehrt als „Volksdichtigkeit“ bezeichnet und in die daraus abgeleitete Theorie der Geopolitik „enger Räume“ eingebunden (Haushofer 1926). Hohe Bevölkerungsdichte wird dabei stets negativ konnotiert – sie führt zum *Raumdruck*, belastet den *Lebensraum* und muss mit unterschiedlichen Maßnahmen (Einstellung der staatlichen Fürsorge, Expansion nach außen, weitläufiger Städtebau) vermindert werden.

Großen Einfluss hatte auch Robert Malthus mit seiner Schrift über „Das Bevölkerungsgesetz“ (1798), in der er der Menschheit den Untergang weissagt, wenn jenes Verhältnis (Bewohner zur Bodenfläche) nicht verändert werde. Die Kontroversen über Malthus' Schriften stehen im Zentrum der nationalökonomischen Theorien des 19. Jahrhunderts und sie sind auch im Kern der Auseinandersetzungen, die benachbarte Wissensfelder konstituieren: die Anthropogeografie, die politische Geografie, die Geopolitik und die Raumplanung. In all diesen Diskursen ist die Dichtethematik äußerst präsent. Insbesondere in den Debatten der 1920er- bis 1940er-Jahre wurde versucht, mit der Suche nach der *richtigen Dichte* die *optimale Tragfähigkeit* von (deutschem) Grund und Boden auszuloten.

Die Währung all dieser Konzepte, und das ist möglicherweise beunruhigend, ist tatsächlich die Dichte. Natürlich kann man mit ein und derselben Währung unterschiedliche Dinge begleichen. Und natürlich ist die Dichte kein ausschließlich völkisches oder gar nationalsozialistisches Konzept. Dennoch, das ist meine These, ist es notwendig, sich der Rolle, die die Dichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gespielt hat, immer wieder bewusst zu machen. Dass das notwendig ist, zeigt sich spätestens dann, wenn, wie hier in der Schweiz, die alten Überforderungssemantiken wieder hervorgeholt werden. Und das passiert nicht nur in der Schweiz. Das passiert unter anderem auch regelmäßig an Mittwohabenden in Erfurt.

Die Geschichte von der Mischung

Jetzt wird es Zeit, die Mischung zu ergänzen. Meine These ist, dass das Mischungsleitbild in der städtebaulichen Debatte zwar als übergeordneter Grundkonsens betrachtet werden kann, dass dem Leitbild allerdings grundlegende strukturelle Widersprüche inhärent sind. In meinem Beitrag möchte ich einige dieser Widersprüche herausarbeiten, in dem ich erstens exemplarisch von den historischen Ansätzen in der Stadtplanung berichte und zweitens die aktuellen diskursiven Legitimationsnarrative hinterfrage.

Im Jahre 1868 schrieb der Stadtbaumeister von Berlin James Hobrecht: „Das Sehen und Kennenlernen, die Berührung mit der Armuth und der Unbemitteltheit in allen Abstufungen ist für den Reichen und Wohlhabenden eine sittliche Schule.“ Und weiter: „Wer kann auch sein Auge der Tatsache

verschließen, dass die ärmere Klasse vieler Wohltaten verlustig geht, die ein Durcheinanderwohnen gewährt. Nicht Abschießung, sondern Durchdringung scheint mir aus sittlichen und darum aus staatlichen Rücksichten das Gebotene zu sein.“ (1868, 513)

In diesen Zitaten manifestiert sich zum einen eine recht oberflächliche Gesellschaftsphilosophie, die ernsthaft meinte, das Durchdringungsprinzip des Miteinanderwohnens enthalte die Heilungstoffe für alle sozialen Schäden. Hier sehen wir aber zum anderen auch bereits die Argumentation für die urbane Mischung, die 70 Jahre später in der Stadtsoziologie etwa von Louis Wirth wiederholt wurde und seitdem als Kontakthypothese diskutiert wird: Das Durchdringungsprinzip des Miteinanderwohnens als die sittliche Schule für die Gesellschaft. Tilmann Harlander hat einmal geschrieben, dass dem Leitbild der Mischung bis heute ein paternalistischer Zug innewohne, und er liegt mit dieser Einschätzung sicherlich nicht falsch. Wichtig ist es meiner Ansicht jedoch vor allem, zu zeigen, dass die städtebauliche Geschichte des Mischungsideals keinesfalls als kontinuierlicher Prozess von Hobrecht bis heute dargestellt werden kann. Denn Hobrecht stand mit seiner Meinung recht alleine und der städtebauliche Grundkonsens entwickelte sich in eine ganz andere Richtung.

Die reformerische Städtebaubewegung, die im Zuge der Stärkung der kommunalen Selbstverwaltung und eingebunden in die Diskurse der Gesundheitspflege in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden ist, hatte nämlich ein ganz anderes Ziel. Das Ziel dieser Städtebauer war es, die Zusammensetzung der Stadt insbesondere mit dem Instrument der „Zonierung“ zu steuern. Ende des 19. Jahrhunderts wurden in vielen deutschen Städten Zonen- und Staffelbauordnungen verabschiedet, die in unterschiedlichen Bereichen von innen nach außen abnehmend die zulässigen Höchstmaße des Maßes der baulichen Nutzung vorgaben. In verschiedene Zonen (also getrennt) aufgeteilt werden sollten insbesondere die Bauweisen und Baudichten. Das Gründungsprinzip des instrumentellen Städtebaus ist also keineswegs der Ansatz der Mischung, sondern der Ansatz der Trennung.

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts wurden die beiden wichtigsten Entwicklungslinien des modernen Städtebaus herausgearbeitet: die Konzepte der Gartenstadt und der Trabantenstadt. Beide Konzepte vereinen das Prinzip der Funktionstrennung. Mitte der 1920er-Jahre wurde von Le Corbusier dieses Prinzip auf den Punkt gebracht, indem er die Stadt/das städtische Leben in die vier Funktionen wohnen, arbeiten, sich erholen und sich bewegen trennte. Nicht die Mischung der Stadt, sondern ihre Trennung in nach Funktionen gegliederte Bereiche wurde fortan zum übergreifenden Ziel des modernen und funktionalen Städtebaus. Das ist meines Erachtens ein ganz entscheidender Punkt: In der Vergangenheit hat sich der Städtebau nicht durch die Propagierung von sozialer Mischung, sondern durch die Proklamation von funktionaler Trennung hervor getan.

Worin bestehen die Gründe für dieses Ideal der Trennung? Die Gründe für dieses städtebauliche Projekt lassen sich insbesondere in der Ablehnung, ja dem Hass auf die bestehende Stadt ausmachen, der ebenfalls ein übergreifendes Motiv des Städtebaus darstellt. Theodor Fritsch, der in Deutschland das Gartenstadtkonzept Ende des 19. Jahrhunderts eingeführt hat, bezeichnete die Großstädte als „Lasterparadiese“ und „wüste Steinhäufen“ (1896, 4f.), er postulierte, dass „dem Volke in seinen Großstädten und Industrie-Zentren schwere Gefahren“ drohten und dass die Bewohner der Städte einem „raschen Aussterben preisgegeben“ seien (1912, 28).

Für Le Corbusier waren die Großstädte „fruchtlose entartete Gebilde, unserer Eigenliebe, unserer Würde, unseres Zeitalters nicht würdig“ (1929, VII). Das Zentrum der Städte sei „tödlich erkrankt, ihre Umfriedung wie vom Ungeziefer zerfressen“ (1929, 83).

Und auch Johannes Göderitz, Autor der einflussreichen Schrift von der gegliederten und aufgelockerten Stadt und einer der wichtigsten Protagonisten beim Entwurf des westdeutschen Bau- und Planungsrechts nach 1945 schrieb, in den Großstädten hätten sich „sozial und politisch unerträgliche Zustände“ gebildet, die Städte böten Unterschlupf für „asoziale Elemente, Prostitution und Verbrecherwelt“ (1938), der „Stadtkörper“ sei insgesamt „krank“ und müsse „gesundet“ werden. Diese Aufzählung ließe sich leicht fortführen.

Die Ablehnung der bestehenden Stadt ist also das Grundmotiv des Städtebaus und eine Neuordnung des Städtischen, eine getrennte, funktionsentmischte und gegliederte Stadt das übergreifende Leitbild der Disziplin. Und zwar beinahe durchgehend, egal, mit welchen Konzepten dieses Ziel erreicht werden sollte und bis weit in die 1970er-Jahre. In Deutschland ist Zielpunkt und Vollendung des städtebaulichen Projekts die Durchsetzung des allgemeinen Bau- und Planungsrechts Anfang der 1960er-Jahre, das mit der bis heute weitgehend unverändert geltenden Baunutzungsverordnung die aufgelockerte und gegliederte Stadt fest im Kern der instrumentellen Stadtplanung verankert hat.

Ebenfalls Anfang der 1960er-Jahre regte sich allerdings erstmals auch hörbare Kritik an diesem Ansatz und es begann eine umfangreiche Debatte, in der Zweifel am Bild der gegliederten und aufgelockerten Stadt geäußert wurden. Einerseits wurde in den 1960er-Jahren also das Konstrukt Trennung zum einheitlichen Planungsrecht bestimmt und tief in den institutionellen Grundfesten der Stadtplanung aufgenommen. Andererseits wurde dieser Gebrauch jedoch auch erstmals Ziel einer vielschichtigen und vielstimmigen Kritik. Das Konzept der aufgelockerten und gegliederten Stadt büßte im städtebaulichen Diskurs an Deutungsstärke ein, die klassische Beweisführung, dass nur eine funktional getrennte Stadt den bestehenden Zustand von Chaos und Krankheit in Ordnung bringen könne, verlor deutlich an Überzeugungskraft. Gleichzeitig wurde der städtebauliche Diskurs

geöffnet für eine soziologische Perspektive. Und mit dieser Perspektive wurde nicht nur ein positives Stadtbild ermöglicht, sondern mit der Kontakt- und Toleranzthese das Mischungsziel auch „wissenschaftlich“ untermauert.

Im Rahmen dieser Diskussion wurde als Antithese zur Auflockerung der Stadt ein Zielbild entworfen, welches durch Bezeichnungen wie gemischte Stadt und kompakte Stadt seinen begrifflichen Ausdruck fand. Erstmals wurde damit im städtebaulichen Diskurs für eine funktionale Durchmischung und eine hohe Einwohner- und Bebauungsdichte plädiert, die grundlegenden Werte also um 180 Grad gedreht: Eine funktionale Nutzungsmischung wurde nun tendenziell als etwas Erstrebenswertes angesehen und dem Ideal der „gemischten Stadt der kurzen Wege“ der Boden bereitet. Dieses Ideal ist das, was die aktuellen stadtplanerischen Diskurse dominiert.

Hinzufügen möchte ich dieser Ideengeschichte noch ein kurzes Fundstück aus meiner Forschung. Im Jahre 1980 hat die Freie Planungsgruppe Berlin FPB, ein Büro, in dem ich selbst lange Jahre gearbeitet habe, eine Studie zur „Wohnraumversorgung von Ausländern und Entballung überlasteter Gebiete durch städtebauliche Maßnahmen“ erstellt. Zunächst zeigt sich auch hier eine, wie ich finde, ziemlich bemerkenswerte Terminologie. Entballung und überlastete Gebiete sind genau die Überforderungssemantik, von der ich Ihnen bereits berichtet habe. Ich möchte aber auf einen anderen Punkt hinaus: Thema des Gutachtens war die Zugangssperre von Migranten aus der Türkei in die Berliner Bezirke Wedding, Kreuzberg und Neukölln. Diese Zugangssperre ist ein klares Beispiel von „Mischung herstellen wollen“. Ich war ziemlich erstaunt, als ich festgestellt habe, dass diese Zugangssperre bis in das Jahr 1990 gegolten hat. In ihrem Gutachten kommt die FPB zum Ergebnis, dass erstens die Zugangssperre nie wirklich funktioniert hat, weil die Menschen immer Mittel und Wege gefunden haben, sich doch in denen von ihnen bevorzugten Gebieten niederzulassen. Zweitens wird der Ansatz der Zugangssperre, vollkommen zu Recht, wie ich finde, als diskriminierend bewertet. Wie aktuell der Befund ist, wird deutlich, wenn diese Art des sozialen Mischens, wie im sogenannten Integrationsgesetz der Bundesregierung, wieder auf die politische Agenda gesetzt wird.

Resümee

Damit komme ich zum Schluss meiner kurzen Ideengeschichte der Mischung und der Dichte:

Mischung und Dichte, das ist es, was ich Ihnen hier mit meiner zweifachen Ideengeschichte zeigen wollte, sind wichtige Konzepte der Stadtplanung und des Städtebaus. Aber sie sind noch mehr: Mischung und Dichte sind, so lautet meine These, zwei der zentralen Raumformen der Moderne. Der Urbanismus ist ein oder vielleicht sogar das zentrale Projekt

der Moderne. Mischung und Dichte sind zwei Grundbegriffe, die einen Zugang zu den Gründen und Abgründen der urbanistischen Moderne ermöglichen. Was wir da finden, ist nicht unbedingt beruhigend und heimelig. Im Gegenteil. Mischung und Dichte sind zwei Bedeutungscontainer, mit denen Diskurse transportiert werden, die Geister aus längst vergangen geglaubten Zeiten transportieren. Und Begriffe sind ziemlich renitente Bedeutungsträger: Eine einfache Neuformatierung ist regelmäßig nicht möglich. Die alten Geister lassen sich nie ganz vertreiben.

Die Raumformen Mischung und Dichte sind, auch das lässt sich festhalten, gerade deswegen so spannende und ertragreiche Forschungsgegenstände, weil in ihnen die alten Widersprüche und Gegensätze aufgehoben sind. Ich glaube, dass Mischung und Dichte tatsächlich Fundamente der Stadt sind. Allerdings bilden sie kein festes, stabiles Fundament, sondern schwankende, umkämpfte Fundierungen. Die Stadt ist der Ort der Verdichtung und Vermischung. Die Praxen und Routinen dieser Verfestigungen und Verräumlichungen zu untersuchen, eröffnet ein immer wieder faszinierendes Forschungsfeld.

Wichtig ist es allerdings, und mit diesem Gedanken möchte ich dann auch schließen, zu unterscheiden in Dichte und Mischung als sozialtheoretische Konzepte auf der einen und als planerische Bezugspunkte und Ziele auf der anderen Seite.

Wie auch immer: Lassen Sie uns über Mischung und Dichte sprechen, ich bin gespannt auf die heutigen Diskussionen und bedanke mich für Ihre Geduld und Aufmerksamkeit.

Literatur

Aristoteles (1829): 1. Buch der Physik.

Übersetzung von Christian Herrmann Weiße, Leipzig

Durkheim, E. (1893, Nachdruck 1992): Über soziale Arbeitsteilung, Frankfurt am Main

Fritsch, T. (1912): Die Stadt der Zukunft, Leipzig

Göderitz, J. (1938): Städtebau. In: Enskat, Alfred et al. (Hg.): Wörterbuch der Wohnungs- und Siedlungswirtschaft, Stuttgart, S. 1015-1033

Haushofer, K. (1926): Vergleich des Lebens-Raumes Deutschlands mit dem seiner Nachbarn unter besonderer Berücksichtigung der wehrgeographischen Lage der Vergleichs-Staaten. In: Jacobsen, H.-A. (Hrsg.) (1979): Karl Haushofer – Leben und Werk. Band I, Boppard am Rhein, 524-537

Hobrecht, J. (1868): Ueber öffentliche Gesundheitspflege und die Bildung eines Central-Amtes für öffentliche Gesundheitspflege im Staate Stettin

Jacobs, J. (1961): The Death and Life of Great American Cities, New York

Le Corbusier (1929): Städtebau, Berlin/Leipzig

Malthus, T. R. (1798, Nachdruck 1977): Das Bevölkerungsgesetz, München

Ratzel, F. (1891): Anthropogeographie. Teil 2. Stuttgart

Mischung und Dichte – Beschreiben, Erklären, Steuern

Zusammenfassung von Prof. Dr. Max Welch Guerra

Konzeption:

Prof. Dr. Max Welch Guerra
Bauhaus-Universität Weimar

Statements

(als Auszüge aus der
Podiumsdiskussion):

Prof. Dr. Iris Reuther

Architektin und Stadtplanerin,
Senatsbaudirektorin der
Freien Hansestadt Bremen

PD Dr. Christoph Bernhardt

Historiker, Leiter der
Forschungsabteilung
„Historische Forschungs-
stelle / Wissenschaftliche
Sammlungen“ im Leibniz-
Institut für Raumbezogene
Sozialforschung (IRS) in
Erkner

Dr. Johanna Hoerning

Soziologin, wissenschaftliche
Mitarbeiterin am Fachgebiet
Stadt - und Regionalsozio-
logie an der TU Berlin

Dr. Oliver Weigel

Geograf, Leiter des Referats
für Grundsatzfragen der
Stadtentwicklungspolitik
des Bundesministeriums
für Umwelt, Naturschutz,
Bau und Reaktorsicherheit

Mischung und Dichte sind Begriffe, die technisch anmuten. Es handelt sich um Fachtermini, die Sachlichkeit vermitteln. Für die räumliche Planung sind Mischung und Dichte indessen weit mehr. Mit ihnen ist die Entstehung und Entfaltung der Stadtplanung bzw. der räumlichen Planung insgesamt eng verbunden. Soziale und Funktionsmischung, bauliche und Bevölkerungsdichte sind schon in frühesten Texten der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema Stadt verbunden, zur Beschreibung und zur Erklärung des Untersuchungsgegenstandes Stadt im Industriezeitalter, so etwa bei Friedrich Engels 1845 (Die Lage der arbeitenden Klasse in England) und Ildefonso Cerdà 1867 (Teoría general de la urbanización y aplicación de sus principios y doctrinas a la reforma y ensanche de Barcelona).

Mischung und Dichte können gleichsam als Koordinaten verstanden werden, um die seitherigen städtebaulichen Leitbilder zu begreifen, die Gartenstadt ebenso wie die moderne Wohnsiedlung, die behutsame Stadterneuerung ebenso wie die Modelle des bundesrepublikanischen Stadtbbaus. Freilich variieren im Laufe der Zeit die Begründungen, Wertungen und die Steuerbarkeit beider Kategorien. Die realen Dichte- und Mischungsverhältnisse sind nie nur das Ergebnis technischer Vorgaben, sie erwachsen aus den tradierten kulturellen Strukturen wie aktueller ökonomischer,

politischer Determinanten sowie der jeweils dominierenden gestalterischen Tendenzen. Andererseits zeigt die räumliche Planung der jeweiligen Gesellschaftsordnung Wege auf, durch die Gestaltung von Dichte- und Mischungsverhältnissen, sich zu stabilisieren und Lebensbedingungen bewusst zu verteilen.

Kritische Stadtforschung bemüht sich, die politischen, sozialen und kulturellen Gehalte hinter gegebenen oder intendierten Mischungs- und Dichteverhältnissen sichtbar zu machen.

Max Welch Guerra: Wir haben eine Möglichkeit, die relativ einmalig ist: Wir diskutieren systematisch einen ganzen Tag lang über die so wichtigen Begriffe für unsere Tätigkeit – sei es in der Forschung oder in der Praxis. Wir stellen hier vier unterschiedliche Perspektiven zum Thema „Mischung und Dichte“ vor.

Iris Reuther: Die Wissenschaft – oder genauer – die Stadtforschung hat die Stadt nur verschieden interpretiert. Es kommt aber darauf an, sie zu verändern – das ist meine Aufgabe als Stadtplanerin und Senatsbaudirektorin. Ich muss Mischung und Dichte planen. Ich muss für eine Stadtgesellschaft, die sich sehr stark verändert, Offenheit



ermöglichen sowie die verschiedenen Lebensstile und Nachbarschaften im Blick haben. Und ich muss Wohnen, Arbeiten und Gemeinbedarf gleichermaßen berücksichtigen.

Gerade in den vergangenen Wochen und Monaten haben wir in den großen Städten eine massive Veränderung erlebt durch den Zuzug von Geflüchteten und Menschen, die wir integrieren müssen. Es war notwendig, innerhalb sehr kurzer Zeit elementare Fragen zu beantworten: Wo bringt man die Menschen eigentlich unter? Welche Nachbarschaften sind davon betroffen oder entstehen dadurch? Es gibt nicht nur in Bremen die Debatte: Darf man das eigentlich in großer Zahl an derselben Stelle tun oder muss man es irgendwie mischen? Wir mussten ganz schnell Lösungen finden und haben in diesen Entscheidungsprozessen als Kommunen dringend städtebauliche und planerische Kompetenz gebraucht. Wir mussten sie direkt und in einer Geschwindigkeit anwenden, die wir uns noch ein Jahr zuvor überhaupt nicht vorstellen konnten.

Gleichzeitig entwickeln sich insbesondere die großen Städte in Deutschland dynamisch, was das Thema Wohnen angeht. In Bremen können wir sicherlich von Innenentwicklung sprechen, weil wir in unserem neuen Flächennutzungsplan von 2015 keine großen Erweiterungen mehr ausweisen im Vergleich zu einem Plan aus den 1980er-Jahren, aber mehr Nutzungen in einer grob- und feinkörnigen Mischung und vor allen Dingen auch mehr Bewohner behausen müssen. Ziel ist es, mit den vorhandenen Flächen zurechtzukommen und gleichzeitig die Grünstrukturen zu definieren. Deshalb sind städtebauliche Qualitäten und nicht nur Quantitäten gefragt. Über Standards und Flächenverbrauch muss in konkreten Projekten entschieden werden.

Wir stehen – so mein Kenntnisstand – vor einer Baugesetzbuchnovelle: Das erste Mal nach mehreren Jahrzehnten soll mit den „Urbanen Gebieten“ eine neue Kategorie eingeführt werden, die ein Stück weit gemischte Stadt konkreter definieren kann. Die aktuellen Debatten zeigen, dass es kompliziert ist, sich auf die wesentlichen Parameter einer neuen Kategorie in der Baunutzungsverordnung zu verständigen: Die Umweltbelange und Themen, die mit Lärmschutz zu tun haben, müssen zusammen gedacht werden mit der Mischung von Nutzungsarten in konkreten Baugebieten. Dabei müssen sich unterschiedliche Fachkulturen vereinbaren. Das ist nicht nur eine Frage auf der Bundesebene, sondern auch in den Ländern und vor allem konkret in unseren Städten. Wir alle müssen unsere Standards und damit unsere Stadtvorstellungen und Leitbilder unter einen Hut bringen in Bezug auf ein Stück Stadt. Das ist eine ziemliche Herausforderung. Deshalb finde ich es wichtig, über den Zugang der unterschiedlichen Fachkulturen zu den Themen Mischung und Dichte zu sprechen.

Dabei kommen auch neue Stadtbausteine in Betracht, wo das Thema Mischung in sehr großen Formaten organisiert und Dichte in städte-

bauliche Konzepte übersetzt werden müssen. Also: eine Messe, ein Flughafen, ein Güterbahnhof oder ein Postamt fallen aus der Nutzung. Das sind große Areale und erhebliche Volumen, die wir weitestgehend auch als neue Stadt mit einer zukunftsfähigen Mischung und einer tragfähigen, aber auch akzeptierten Dichte entwickeln müssen. Dabei steht die Frage, ob wir mit den bisherigen Leitbildern von Stadt operieren können oder sie entschieden weiterentwickeln müssen.

Ich finde es gut, dass jetzt die Kolleginnen und Kollegen Hochschullehrer mit ihren Studierenden hier sitzen und über zentrale Kategorien von Stadt und Städtebau diskutieren. In den Städten brauchen wir Fachleute, die in wechsellvollen Zeiten und für sehr unterschiedliche Situationen planen können und wollen. Wir brauchen Planer, die wissen, was Städtebau bedeutet, die Grundrisse kennen und Stadtraum entwerfen oder entwickeln können und nicht alleine theoretisches Rüstzeug haben. Vor allen Dingen brauchen wir ganz schnell solche Mitarbeiter, die bereit sind, sich auf Herausforderungen – und manchmal auch Zumutungen – in öffentlichen Debatten einzustellen. Insofern wünsche ich gutes Diskutieren auf dem Hochschultag und ermutigen Sie bitte Ihre Absolventen, in die Verwaltungen zu kommen. Sie werden dort dringend gebraucht.

Christoph Bernhard: In historischer Perspektive, die ich hier vertrete, sind soziale Mischung und Vielfalt in der Stadt vor allem ein Leitbild – insbesondere seit den 80er-Jahren – das heißt, sie sind und waren in den Städten seltener real verwirklicht.

Ich selbst habe z. B. einmal die berühmte These von James Hobrecht, die bis heute viel zitiert wird und die für die Berliner Mietskaserne des späten 19. Jahrhunderts eine weitgehende soziale Mischung diagnostiziert, empirisch untersucht. Nach Hobrecht entsteht aus sozialer Mischung soziale Kohäsion, also Zusammenhalt. Nach meinen Ergebnissen ist das aber kein Automatismus, das heißt aus sozialer Mischung entstehen nicht zwangsläufig soziale Kohäsion und dichte Kommunikation, wie das Beispiel der sogenannten „Parallelgesellschaften“ zeigt.

Das bringt mich zu der Schlussfolgerung, dass wir Mischung nicht nur als Sozialstrukturfund – wer wohnt neben wem – sondern als prozessuale Kategorie – wer kommuniziert mit wem – verstehen und somit über die von den Stadtplanern angestrebte soziale Mischung hinaus alltägliche Kommunikation beachten sollten.

Außerdem: Die Begriffe Mischung und Dichte sind ja sehr diffus und widersprüchlich, wie auch der Gegenbegriff der Segregation. Insofern ist es mir besonders wichtig, dass jeweils gesagt wird, auf welcher Maßstabsebene und auf welcher historischen Zeit sich die Beispiele und Argumente beziehen. Es kann z. B. ein sozial sehr homogener Häuserblock eine wichtige Funktion innerhalb eines sozial gemischten Quartiers besitzen,

das sind zwei Körnungen oder zwei Repräsentationen von Mischung und Segregation. Die widersprüchlichen Komposita sind da also wichtig.

Und natürlich ist es selbstverständlich, fast banal, dass soziale Mischung und Segregation im Berlin der 20er-Jahre, in einer heutigen deutschen Mittelstadt oder aber in Südafrika ganz unterschiedlich untersucht und beurteilt werden müssen. Deswegen plädiere ich dafür, keine vorschnelle historische Analogiebildung vorzunehmen und Übergeneralisierungen einzelner Beispiele zu vermeiden.

Es gibt ja unter den Soziologen durchaus eine Diskussion, die sagt: Auch oder gerade homogene Stadtquartiere für Zuwanderer, oder in früheren Zeiten für die Arbeiterbewegung, ermöglichen Handlungsfähigkeit, sind oft Eintrittstor in die Stadt und erster sozialer Anker – Stichwort: Arrival City. Das heißt, da können dann gegenseitige Hilfe und Selbstorganisation, die sehr wichtig sind, entstehen. Aber – selbst dort braucht es eine gewisse soziale Bandbreite, damit unterprivilegierte Personen und Quartiere handlungsfähig werden können.

Historisch haben Städte immer als Zivilisationsinstanzen funktioniert, auch gerade für Zuwanderer aus dem ländlichen Raum. Und es gibt ja spektakuläre historische Integrationserfolgsgeschichten, z.B. die der Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg. Das heißt, es liegen verschiedene historische Erfahrungen vor, dass man auch mit sehr konfliktualen Mischungen zurecht gekommen ist.

Johanna Hoerning: Ich möchte gerne Mischung und Dichte als Begriffe differenzieren, und zwar nicht nur auf der Ebene des Begriffs – natürlich wissen wir alle, dass wir von unterschiedlichen Formen: von funktionaler und sozialer Mischung, von baulicher Dichte, Interaktionsdichte usw. sprechen, sondern genauer auf die Phänomene von Mischung und Dichte blicken. Ich will das an einem Beispiel festmachen.

Ein Bild, das Sie vermutlich alle kennen, ist der Nahausschnitt aus der Vogelperspektive auf die Grenze, die zwischen der Favela Paraisópolis und dem Reichenviertel Murombi in São Paulo verläuft. Sie sehen die kleinen Swimmingpools in der vertikalisierten Form, einen Tenniscourt. Daneben eine Mauer und daneben die Favela. Wenn man von oben darauf blickt, sieht es erstmal so aus, als würde man soziale und funktionale Mischung in einem Ausschnitt erkennen, bauliche und demografische Dichte. Das könnte eine ganz oberflächliche Beschreibung sein. Aber uns ist allen klar: Wenn man versucht, das zu qualifizieren und diese Beschreibung genauer auszuführen, dann haben wir es mit sehr unterschiedlichen Dingen zu tun. Allein schon die horizontale Verdichtung versus vertikale Verdichtung. Die Teilausschnitte sind ganz klar segregierte, residenzielle Bereiche. Sie sind in sich extrem sozial homogen, und eine funktionale Mischung im Sinne einer Nutzung der mit den

Wohnformen verbundenen Freizeit- und Arbeitsformen ist im Prinzip nicht vorhanden.

Aus diesem kleinen Ausschnitt kann man herauszoomen, sodass wir zunächst einmal auf São Paulo aus einer größeren Distanz blicken. Wir haben es mit einem Stadtraum zu tun, der wie ein Flickenteppich aussieht, in dem eine extrem kleinräumige Segregation besteht. Das war aber nicht immer so, sondern das ist eine Entwicklung, die praktisch seit den 90er-Jahren intensiviert wurde. Wir hatten zuvor eine sehr großflächige Segregation vorliegen, die in einer sehr starken Differenz zwischen Zentrum und Peripherie bestand. Eines der Phänomene, die zu dieser Dynamik der immer stärkeren kleinräumigen Segregation beitragen, ist die Verbreitung von elitären, exklusiven Wohnkomplexen, die sich über das gesamte Stadtgebiet hinweg verbreiten. Dies verursacht auf kleinräumiger Ebene eine extreme Homogenisierung und auf der großen stadträumlichen Ebene eine Heterogenisierung. Ich werde also zu den Begriffen noch etwas hinzufügen und werde stärker von Homogenität und Heterogenität sprechen.

Das Credo, dass Mischung bzw. Heterogenität und Dichte etwas mit einer positiv normativ besetzten Urbanität zu tun haben, ist genauso beständig wie das Bestreben, soziale Distinktion, also sich abzugrenzen von anderen, als ökonomisch ungleich empfundenen Personen, durchzuführen. Soziale Distinktion hält sich also genauso wacker und wird in eine räumliche Aufteilung übersetzt. Dieses Bestreben, sich sozial zu distinguieren, besteht natürlich vor allem von oben nach unten.

Mischung und Heterogenität werden sehr stark mit Vielfalt in Verbindung gebracht. Aber im Alltag haben sie sehr viel mit Ungleichheit zu tun, denn wer gleich sein darf und wer anders sein darf, wird oft unterschiedlich bewertet. Das kann man gut daran erkennen, dass stigmatisiert wird. Wenn es sich um soziale Homogenität am unteren Ende der sozialen und sozioökonomischen Hierarchie handelt, dann ist schnell die Rede von Ghettos und Parallelgesellschaften, und die Rufe nach den sozialpolitischen Interventionen, häufig natürlich legitimiert über Aspekte von Sicherheit, werden dann laut. Die eigentlich viel stärker ausgeprägte soziale Homogenität von Reichensiedlungen und Enklaven wird zwar von kritischen Stimmen, z.B. in den Anti-Gentrifizierungsdebatten, kommentiert, aber politisch und praktisch zumindest toleriert. Zudem erweisen sich Interventionen als deutlich schwieriger umsetzbar – das ist sicher einer der Gründe dafür – als in den ressourcenschwachen Gebieten.

Wenn wir die unterschiedlichen Qualitäten und Bedeutungen verschiedener Formen von Mischung und Dichte begreifen wollen, dann müssen wir sie erstens historisch einordnen und danach fragen, wie sie sich gewandelt haben und wie sie sich heute wandeln. Wir müssen sie

zweitens einordnen in den Kontext gesellschaftlicher Verhältnisse, allen voran im Hinblick auf Ungleichheit und die Verteilung von Macht und Ressourcen sowie den Zugang dazu. Drittens müssen wir die konkreten Bedeutungen, welche den Formen von Mischung und Dichte im Alltag zukommen, mit den dominanten diskursiven Konstruktionen ins Verhältnis setzen. Dann landen wir bei einer soziologisch fundierten Differenzierung von Mischung und Dichte.

Oliver Weigel: Wenn man zu dem Thema „Mischung und Dichte“ kommt, ist teilweise auch eine Form von „sektoraler Trennung“ zu beobachten. Diese besteht darin, dass ein wesentlicher Teil der Diskussionen zum Thema Dichte in anderen Kreisen stattfindet, als die Diskurse über Mischung. So ist Dichte ein Thema, das planerisch auch heute noch wesentlich stärker in den Blick genommen wird als die Mischung.

Für Deutschland ist dabei zunächst von wesentlicher Bedeutung, dass wir in einem Umfeld leben und arbeiten, das im Wesentlichen bereits gebaut ist. Natürlich müssen wir mehr Wohnungen als in den letzten Jahren fertigstellen und Raum für die wirtschaftliche Entwicklung schaffen. Dafür werden wir vielleicht an der ein oder anderen Stelle auch „neue Siedlungen“ bauen. Und das ist ganz klar eine andere Diskussion, als wir sie noch vor zehn Jahren geführt haben. Da wurde an vielen Stellen quasi das Ende der Stadtentwicklung verkündet, weil einige Städte schrumpften.

In dem wie gesagt zum größten Teil schon gebauten Deutschland, in unseren Innenstädten und in vielen Wohnquartieren akzeptieren wir die Mischung, die dort meist traditionell vorhanden ist. Wir wundern uns gelegentlich, wenn sich die Mischung ändert und wir versuchen gegenzusteuern, wenn sie sich zu einseitig verändert. Dabei berücksichtigen wir, dass diese Mischung sich in jeder Stadt völlig anders darstellt. Deswegen müssen wir auch darauf eingehen, was für Instrumente wir bereitstellen und welche Probleme man hat, wenn man versucht, in einem mit Normen und Erwartungshaltungen dicht belegten Land neue und der Situation angemessene Wege zu beschreiten.

Was den Grund für unser heutiges Zusammensein betrifft – das Zusammenspiel von Forschung und Praxis und den Übergang von Verfahren, Erkenntnissen und Methoden zwischen diesen beiden „Sphären“ – müssen wir erst einmal genau definieren, worüber wir reden. Das klingt einfach, ist es aber nicht immer. Für unser heutiges Thema finde ich die Studie „Nutzungsmischung und soziale Vielfalt im Stadtquartier. Bestandsaufnahme“, die vom Ministerium für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen herausgegeben und von der Bergischen Universität in Wuppertal und dem Deutschen Institut für Urbanistik bearbeitet wurde, sehr hilfreich. Zunächst einmal wird dort festgestellt, dass so gut wie keine genaue Definition des Untersuchungsge-

genstands existiert. Es wird meist von einem impliziten Verständnis von funktionaler und sozialer Mischung ausgegangen, die entweder keine Konkretisierung zulässt oder diese nicht erfordert. Über die Dichte sprechen wir in allen Baugebietskategorien. Auf der städtischen Ebene, im Rahmen der Strategiediskussion und -entwicklung muss man zu einem Verständnis gelangen, wie man Mischung definiert und wie man sie sicherstellen kann.

Bevor man jedoch Strategien zu Herstellung von Mischung entwickelt, muss man darüber nachdenken, was für einen Vorteil Mischung überhaupt hat. Auch das klingt banal, aber natürlich sehen diese Vorteile von Ort zu Ort und auch im Zeitverlauf jeweils anders aus. So waren die ökonomischen Vorteile früher klar, denn Transportkosten waren ein wesentlicher Kostenfaktor – für Unternehmen wie für Haushalte. Das Ergebnis ist, dass wir in Deutschland und Europa eine gebaute Umgebung haben, die durch ihre Dichte nicht nur Wege verkürzt, die einen guten Austausch von Meinungen und Ideen erlaubt und die z.B. für die viel zitierte Kreativwirtschaft in den Städten wichtig ist.

Die sozialen Vorteile von Mischung sind bekannt. Ob wir die soziale Mischung halten können ist eine wesentliche Zukunftsfrage unserer Gesellschaft. Aber daran arbeiten wir intensiv und werden das auch in Zukunft tun. Dabei spielen auch baulich-physische Maßnahmen eine große Rolle. So glauben wir, dass, wenn man sich nicht sieht, wenn man sich nicht kennenlernt, wenn man weit von der Lebensrealität der anderen weg ist, Integration erschwert oder unmöglich wird. Das ist etwas, wozu wir als Planer einen wesentlichen Beitrag leisten, durch die Qualität der öffentlichen Räume, die wir im Rahmen einer integrierten Stadtentwicklung verbunden mit den anderen Fragen der städtischen Zukunft planen und umsetzen.

Auf die ökologischen Vorteile von Mischung brauche ich hier nicht mehr einzugehen.

Man könnte die Ausführungen lange fortsetzen. Wichtig ist, dass wir die Diskussion zu städtischen Strukturen und damit vor allem auch zu Mischung und Dichte weiterführen und wie wir neue Instrumente entwickeln, um unsere Ziele hier umzusetzen bzw., wie wir mit dem gleichen Ziel, bestehende Instrumente verschiedener Sektoren miteinander koordinieren. Deswegen arbeiten wir weiter an dem Ziel, dass uns die Leipzig Charta vorgibt. Wir versuchen, sektorale Ansätze zu überwinden und die ihnen zugeordneten Instrumente zu koordinieren. Und wir versuchen, eine Politik umzusetzen, die alle Stadtteile der Stadt in den Blick nimmt. Gerade dem ersten Ziel dienen auch die Hochschultage der Nationalen Stadtentwicklungspolitik. Nur wenn wir bereits in der Forschung interdisziplinäre Ansätze fördern, können wir städtische Herausforderungen von morgen besser bewältigen. Und dazu gehört die Nutzungsstruktur unserer Städte ganz zentral.

Forum A: Wachsen, ja – aber richtig! Städtebauliche Qualitäten in der Nachverdichtung der urbanen Stadt

Zusammenfassung von Prof. Christa Reicher

Gastgeber:
Prof. Dr. Uwe Altröck
Universität Kassel

Prof. Christa Reicher
TU Dortmund

Partner / Gäste:
Sergei Tchoban
Architekt, Berlin

Ulrich Paßlick
*Stadtbaurat Bocholt,
Netzwerk Innenstadt NRW*

Dr. Jürgen Tietz
*Architekturkritiker und
Publizist, Berlin*

Birgit Hammer
*Landschaftsarchitektin,
Berlin*

„Wachsen, ja – aber richtig!“ unter diesem Motto haben Uwe Altröck (Universität Kassel) und Christa Reicher (TU Dortmund) eine Vortrags- und Diskussionsrunde organisiert und moderiert, die sich mit den städtebaulichen Qualitäten in der Nachverdichtung von urbanen Strukturen befasst hat.

Anlass für diesen thematischen Fokus ist der grundlegende Paradigmenwechsel, der in den letzten Jahren stattgefunden hat. Die Debatte über Wachstum ist mit voller Wucht zurückgekommen. Eine Innenentwicklung in Städten hat nicht nur deutlich an Fahrt aufgenommen. Vielmehr ist im Zuge einer Renaissance der Innenstädte und eines Attraktivitätsgewinns größerer Kernstädte eine intensive bauliche Nachverdichtung beobachtbar. Vor diesem Hintergrund und der aktuellen Preisentwicklung auf dem Wohnungsmarkt, insbesondere in den Ballungsräumen, stellt sich die Frage, wie die bauliche Nachverdichtung zu gestalten ist und wie ein „richtiges“ Wachstum aussieht.

Der gewünschte Trend zur Schaffung kompakter, vitaler und Nutzungsgemischter Städte stößt teilweise, wegen des weiterhin steigenden individuellen Wohnflächenkonsums, an Grenzen – nicht alle Wohnungsneubauprojekte tragen zu einer Intensivierung der Wohnnutzung bei, sondern die Ausdifferenzierung der Nachfrage auf hochpreisigen Teilsegmenten des Wohnungsmarkts führt immer stärker dazu, dass in Innenstädten das alltägliche Wohnen tendenziell durch Hotels, Boarding Houses, selten genutzte Luxusapartments, Ferienwohnungen und andere exklusive Nutzungen abgelöst wird.

Ähnliche Entwicklungen sind zwar auch in anderen Nutzungsbereichen erkennbar, doch dominiert die Bautätigkeit im Bereich von Büroflächen und Einzelhandel, lange Zeit Treiber des Immobilienmarkts in Innenstädten, nicht mehr so stark wie früher, wenngleich der Trend zu innerstädtischen Einzelhandelszentren nach wie vor ungebrochen scheint. Während im Rahmen von derartigen Projekten seit jeher





vergleichsweise hohe Dichten beispielsweise auf Kerngebietsflächen realisiert wurden, diese aber in vielen Städten flächenhaft nur einen kleinen Teil betrafen, drängen die neueren Nachverdichtungsprojekte auch in gewöhnliche innerstädtische Wohnquartiere vor und stellen durch die immobilienwirtschaftliche Vermarktungslogik bestehende städtebauliche Qualitäten zunehmend infrage. Vor diesem Hintergrund müssen wir uns mehr denn je fragen, wie im Zusammenhang mit den aktuellen Nachverdichtungstendenzen städtebauliche Qualität geschaffen und gesichert werden kann.

Eingeladen zum Forum waren Birgit Hammer (Landschaftsarchitektin, Berlin), Dr. Jürgen Tietz (Kunsthistoriker und Publizist, Berlin), Ulrich Paßlick (Stadtbaurat Bocholt, Vorsitzender Netzwerk Innenstadt NRW) und Sergei Tchoban (Architekt, Berlin). Sie haben jeweils aus der eigenen Perspektive und anhand von konkreten Planungsvorhaben ihren Blick auf die Verdichtung von urbanen Lagen gerichtet.

Sergei Tchoban zeigt u. a. am Beispiel des Osthafens in Berlin auf, welche Offenheit ein Masterplan benötigt, um bei sich ändernden Vorstellungen von Dichten und Nutzungen hinreichend flexibel reagieren zu können.

Wie Dichte Identität schaffen kann, hat Ulrich Paßlick im Zusammenhang mit verschiedenen Projekten in der Stadt Bocholt skizziert. Städtebau kann soziale Impulse generieren, Nachbarschaften befördern

und somit identitätsstiftend wirken, so seine Erkenntnisse aus verschiedenen Planungsprozessen.

Birgit Hammer machte aus der Perspektive der Landschaftsarchitektin und einem Projekt in Berlin-Marzahn deutlich, welche Rolle die Qualität des Freiraums im Kontext von Nachverdichtung spielt. „Grün ist nicht gleich grün!“, mit dieser Aussage hat sie auf die Bedeutung der „gefühlten“ Dichte durch die Bewohner und Bewohnerinnen hingewiesen.

Dr. Jürgen Tietz betonte sein „gespaltenes Verhältnis“ zur Dichte. Mit einem Plädoyer für einen ganzheitlichen Blick hat er die Beteiligungsqualität bei der Nachverdichtung genauso eingefordert wie den Mut zur Hochhausentwicklung: „Klotzen statt Kleckern!“

Eine wichtige Erkenntnis aus der Diskussionsrunde war, dass Dichte eine abstrakte Größe ist, die sich weniger anhand von quantitativen Flächenvorgaben bestimmen lässt, sondern jeweils mit Blick auf den spezifischen Ort des spezifischen Ortes und seiner Rahmenbedingungen zu entscheiden ist. Es wird eine differenzierte Vorgehensweise gefordert, die auf die Rahmenbedingungen vor Ort eingeht. In diesem Prozess des Auslotens einer qualitätsvollen Dichte und der richtigen Instrumente sowie Verfahren können Wissenschaft und Lehre – und insbesondere auch die Städtebau- und Planungslehrstühle – eine wichtige Rolle in der fachlichen Begleitung einnehmen.

Forum B: Temporär, informell, hybrid – neue Nutzungsformen

Zusammenfassung von Lena Flamm, Moritz Maikämper und Achim Schröer

Gastgeber:
Lena Flamm
BTU Cottbus-Senftenberg

Moritz Maikämper
BTU Cottbus-Senftenberg

Achim Schröer
Bauhaus-Universität Weimar

Vorträge:
Prof. Dr. Carlo Becker
BTU Cottbus-Senftenberg

Prof. Dr. Doris Gstach
FH Erfurt

Partner/Gäste:
Marc Altenburg
urban.process

Dr. Marcus Gwechenberger
NH ProjektStadt

Gerd Kaufmann
BTU Cottbus-Senftenberg

**Begleitende
Lehrveranstaltung:**
**Stegreif: „Temporär –
Informell – Hybrid:
Neue Nutzungsformen am
Ostseeufer“**
*BTU Cottbus-Senftenberg,
Stadt Cottbus, SoSe 2016*

Neue Nutzungsformen rücken zunehmend in das planerische und wissenschaftliche Interesse. Was vor 10, 15 Jahren mit der Zwischennutzung begann, erweitert sich um Begriffe wie Informalität, Hybridität und Multi-codierung, und stellt bestehende planerische Strategien und Instrumente infrage. Diesem Themenkreis als Beitrag zu „Mischung und Dichte“ in der Stadt war das Forum B auf der Spur. Organisiert wurde es von wissenschaftlichen Mitarbeitern der BTU Cottbus-Senftenberg und der Bauhaus-Universität Weimar.

Ziel der Organisatoren war es, eine Vielzahl von Aspekten diskursiv mit allen Forenteilnehmern zu behandeln. Dazu wurden vier Thementische gebildet, die basierend auf einem vorbereitenden Call ausgewählt wurden. Zentrale Fragen für die Diskussionen waren: Welche neuen oder zumindest neu entdeckten Nutzungsformen gibt es und warum? Wie organisieren sie sich? Was tragen sie zum städtischen Leben und zur Stadtentwicklung bei? Wie verhalten sie sich zu einem Planungsverständnis von „top-down“ oder von „bottom-up“? Welche Konflikte mit den Instrumenten

herkömmlicher Stadtplanung entstehen dabei, und wie lassen sie sich lösen? Zwei Input-Vorträge stimmten in das Thema ein. Den Abschluss bildete eine offene Podiumsdiskussion.

Achim Schröer wies in seiner Einführung auf die Potenziale und Herausforderungen dieser neu(entdeckt)en Nutzungsmodi hin. Einerseits führen diese zu einer Verdichtung und Mischung von Nutzungen, ermöglichen diese durch ihre Niedrigschwelligkeit oft überhaupt erst und begünstigen so auch eine ökologische und soziale Stadtentwicklung. Andererseits entstehen teils erhebliche Konflikte, vor allem auch mit der bestehenden Stadtplanung.

Prof. Dr. Doris Gstach zog in ihrem Vortrag „Zwischennutzungen ‚revisited‘“ ein Fazit zu gut zehn Jahren Zwischennutzungsforschung. Dazu stellte sie unterschiedliche Strategien und Beispiele aus Wien und Leipzig vor, u. a. zur temporären Öffnung ehemals nicht zugänglicher Räume. Sie plädierte für ein Bewusstsein um den Wert des Temporären und verwies auf das Potenzial von Zwischennutzungen, um Handlungsweisen jenseits von Routinen zu trainieren.





Prof. Dr. Carlo W. Becker zeigte in seinem Vortrag die Potenziale der Multicodierung von Räumen durch Stapeln, Überlagern und Mehrfachnutzen auf, vor allem von städtischen Freiräumen. Dies erläuterte er anhand von drei Projekten aus München, Berlin und der Region Köln-Bonn. Er regte an, die Stadt mehrdimensionaler zu denken und ein Mehr an Miteinander anstelle des üblichen Nebeneinanders zu verfolgen.

Nach den beiden Inputs teilten sich die rund 40 Teilnehmer in vier Gruppen auf die vier Thementische auf. Dort wurde das Themenfeld anhand von zugespitzten Fragestellungen und konkreten Themen in Kleingruppen diskursiv vertieft.

Die sozialwissenschaftliche Perspektive von „Stadttraumentwicklung und soziale Wirklichkeit – Wie passen Menschen und Stadtraum zusammen?“ brachte Gerd Kaufmann auf Basis eines Projekts mit dem Verein die StadtAgenten Cottbus e. V. ein. Dabei standen die Bedürfnisse der Nutzer von Stadträumen und deren Rolle bei der Planung städtischer Räume im Vordergrund. Die zur Diskussion gestellten Ansätze basieren auf einem interdisziplinären Stegreif mit Studierenden der Sozialen Arbeit und der Stadt- und Regionalplanung an der BTU Cottbus-Senftenberg.

Eine Gruppe um Dr. Marcus Gwechenberger widmete sich dem aktuellen Thema „Integrierte Flüchtlingsansiedlung: Herausforderungen für die Stadtentwicklung“. Dabei wurden innovative Bautypologien mit auf das Minimum reduzierten Privaträumen und geräumigen Gemeinschaftsflächen zur Diskussion gestellt.

Lena Flamm und Moritz Maikämper stellten die Ergebnisse einer Lehrveranstaltung mit dem Titel „Temporär – Informell – Hybrid: Neue Nutzungsformen am Ostseeufer“ zur Diskussion. Mehrere Studierende

präsentierten ihre Stegreifentwürfe und diskutierten mit Gästen des Hochschultags. Dabei wurde u. a. die Frage aufgeworfen, inwieweit temporäre und hybride Nutzungen auch „von oben“ planbar sind. Zudem wurde besprochen, welche Rolle informelle Nutzungen bei jahrzehntelangen Planungsprozessen einnehmen können.

Marc Altenburg (urban.process) moderierte einen Tisch zum Thema „Das Informelle in der Stadt“. In einem ersten Schritt wurde diskutiert, was das „Informelle“ in der Stadt von formalen Nutzungen unterscheidet. Anhand verschiedener Bestimmungsmerkmale von städtischen Entwicklungsprozessen (wie deren generelle Planbarkeit, Vorhersagbarkeit von Entwicklungen) erörterte die Gruppe mögliche Handlungsoptionen (oder auch Handlungsunterlassungen) aus Sicht der Stadtplanung und veranschaulichte diese mit Beispielen des Informellen in der Stadt.

Auf einem abschließenden Podium mit Vorstellung der einzelnen Tischdiskussionen bündelte man die Stränge wieder. Deutlich wurde dabei die Notwendigkeit für Planer, die Perspektive von Nutzern und anderen Akteuren einnehmen zu können, um handlungsfähig zu bleiben. Ein besonderer Fokus sollte auf der zeitlichen Perspektive liegen, die für bspw. 3 oder 30 Jahre grundlegend andere Anforderungen an Planung stellt. Unterschiede zwischen den Diskussionsthemen an den Tischen wurden zudem deutlich in Bezug auf Projekte, die unter hohem bzw. geringem Nutzungsdruck entstehen.

Die intensive Einbeziehung aller Teilnehmer durch die Diskussion auf Augenhöhe in Kleingruppen wurde von den Studierenden, die aus dem Forum B im Plenum des Hochschultags berichteten, besonders gelobt.

Forum C: Mischung und Dichte in der Arbeitswelt

Zusammenfassung von Prof. Dr. Eberhard von Einem

Gastgeber:

Prof. Dr. Eberhard von Einem
TU Berlin

Partner/Gäste:

Prof. Dr. Ulf Matthiessen
Humboldt-Universität Berlin

Dr. Busso Grabow

Deutsches Institut für
Urbanistik

Dorothee Dubrau

Bürgermeisterin für Stadt-
entwicklung und Bau, Leipzig

Thorsten Thonndorf

Senatsverwaltung für Stadt-
entwicklung und Umwelt,
Berlin

Mischung und Dichte sind zwei Merkmale, die die Wirtschaft der Städte seit Jahrhunderten prägen. Vom Pferdefuhrwerk über die Eisenbahn und das Auto zum Flugzeug, vom Telegraf über das Telefon zum Fernsehen und zum Internet haben sich die Aktionsradien vergrößert. Im Zuge der technologischen Entwicklung verändern sich die Bedingungen laufend, sodass die Fragen lauten: – „Was ist neu im 21. Jahrhundert, insbesondere im Hinblick auf die Arbeitswelt?“ „Lösen sich die Städte im Zuge der Globalisierung und Digitalisierung gar auf?“ „Verlieren Mischung und Dichte an Bedeutung?“ – Auf den ersten Blick spricht einiges dafür:

- Aus den großen Städten Westeuropas und Nordamerikas wandert die lohnintensive Massenfertigung materieller Waren zunehmend in Städte mit niedrigeren Lohnkosten ab.
- Künftig können sie sich – dank zunehmendem E-Commerce – auch nicht mehr als Plätze des Handels behaupten.
- Neu ist, dass die Städte auch der Erosion als Orte des Informationsaustauschs unterliegen, seitdem Daten und Informationen über Computer, Datenbanken, Smartphones und Internet von einer Sekunde auf die andere weltweit transferierbar und jederzeit abrufbar geworden sind.

Die Städte verlieren wesentliche Teile ihrer angestammten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Funktionen. Künftig sei zudem zu erwarten, dass Städte auch nicht mehr als Orte verschiedener Dienstleistungen gebraucht würden, weil sich nach der Industriearbeit auch Standard-Dienstleistungen räumlich entwurzeln, quasi ortlos werden (z. B. Callcenter, Backoffices, Software). Die Überlegungen gipfeln in der These, dass sich im Zuge der Globalisierung und der digitalen Revolution die traditionellen Standortunterschiede einebnen, weil Daten und Informationen ubiquitären Charakter annehmen.

Der Auflösungsthese widerspricht der Realität. Die Verstädterung schreitet nicht nur weltweit fort, die Metropolen der westlichen Welt sind geradezu Magneten, die Menschen und Betriebe anziehen, allerdings nur bestimmte. Hier konzentrieren sich vor allem die wissensintensiven Dienstleistungen, die bereit und in der Lage sind, die verlangten hohen Mieten zu zahlen und die damit dokumentieren, dass sie in der City präsent sein wollen und müssen. Was treibt sie an? Was suchen und finden sie hier? Warum brauchen Dienstleister die City? Dieses scheinbare Paradoxon zu verstehen, war der Kern, um den die Debatte im Forum C kreiste. Ohne das Spektrum des Themas in allen seinen Dimensionen und Facetten ausleuchten zu können, seien einige Punkte hervorgehoben.

Die Annäherung an eine plausible Antwort setzt voraus, zwischen kodifiziertem und nicht kodifiziertem Wissen zu unterscheiden; nur Daten, Informationen und kodifiziertes Wissen sind digitalisierbar und damit weltweit mobil. Nicht kodifiziertes Wissen und – darauf aufbauend – Kreativität im breiten Sinne, die Fähigkeit zur Generierung wissensbasierter Innovationen, sind dagegen immer noch „sticky“, also lokal gebunden. Um unter Zeitdruck High-End-Wissen zu generieren und andernorts entwickeltes Wissen schnell zu übernehmen, bieten große Städte mit hoher Konzentration von „skilled people“ aufgrund ihrer Mischung und Dichte entscheidende Vorteile (Matthiessen: „Knowledge Pearl“, IBA Heidelberg). Unternehmen sind auch im 21. Jahrhundert unbedingt darauf angewiesen,



sich in die internationalen Wissensnetzwerke einzuklinken. Da Wissen stets aus diversen, oft multidisziplinären Komponenten besteht, müssen alle zu einem Bündel an einem Ort zusammengeführt werden; das gelingt dort am besten und schnellsten, wo sich implizites und explizites Wissen auf oberstem Niveau verbinden lassen, d. h. dort, wo die topausgebildeten Köpfe und Teams residieren.

Die Kommunalpolitik reagiert mit partiellen (technologielastigen) Konzepten (z. B. Smart Cities) und hofft darauf, auch Betriebe des produzierenden Gewerbes zurückzugewinnen. Das ist aber nur bedingt aussichtsreich (Grabow: Industrie 4.0), offenbar sind sich die Praktiker in den Städten noch immer nicht im Klaren darüber, wie entscheidend sich derzeit die globalen Wettbewerbsbedingungen verändern, denen sich die Hochlohnstädte Westeuropas stellen müssen und wie sehr einige Metropolen der Schwellenländer im Wettrennen um Marktanteile und technologische Kompetenzen aufholen. Bereitstellung von Gewerbeflächen, schnelle Entscheidungen der Verwaltungen und die Modernisierung der Infrastruktur bleiben zweifellos wichtig (Dubrau: Leipzig). Räumliche Nähe wird weiterhin gesucht (Tonndorf zitierte zahlreiche

Berliner Grafiken). Ausschlaggebend sind darüber hinaus die Bedingungen lokaler/regionaler Arbeitsmärkte, insbesondere hinsichtlich ihrer qualifikatorischen Breite (inkl. Top-Qualifikationen), ihrer Mischung und Dichte. Die Unternehmen sondieren genau die regionalen Arbeitsmärkte. Hewlett & Packard: „We go where the people are“. Moderne Fertigungen brauchen die zuarbeitenden Dienste in erreichbarer, aber nicht unmittelbarer Entfernung (1–4 Stunden). Die Entscheidungszentralen der Unternehmen hingegen brauchen kürzere Distanzen (10–30 Minuten) zu den versammelten Kompetenzen, um angesichts globaler Turbulenzen und unter unsicheren Rahmenbedingungen hinreichend schnell begründbare und abgeprüfte strategische Entscheidungen treffen zu können; d. h. sie wollen jederzeit hochgradig kompetente „knowledge pools“ mit ihrem reflexiven Wissen anzapfen können, während die Binnenwanderung hin zu den Großstadregionen der ersten Liga längst ein Beleg dafür ist, dass die Menschen intuitiv begriffen haben, dass ihre Job-Perspektiven im Strukturwandel dort am besten sind, wo bereits viele andere ihren Arbeits- und Wohnort gewählt haben.



Forum D: Höhere Dichte, vielfältigere Mischung – reichen die gesetzlichen Regeln?

Zusammenfassung von Prof. Dr. Reinhold Zemke

Gastgeber:

Prof. Dr. Dietrich Henckel
TU Berlin

Uwe Rühl

Gemeinsame Landesplanung
Berlin-Brandenburg

Prof. Dr. Reinhold Zemke
FH Erfurt

Partner / Gäste:

Ulrike Borth
Verband Region Stuttgart

Kathrin Klisch

Wirtschaftsförderung
Friedrichshain-Kreuzberg,
Berlin

Dr. Bernhard Weyrauch
Plan und Recht GmbH

Begleitende

Lehrveranstaltung:

Studienprojekt:
Thematisierung der Frage-
stellung „Mischung und
Dichte“ über verschiedene
Wettbewerbe – Schinkel,
Elysium, Bülow
FH Erfurt, WiSe 2015/2016

Studienprojekt: Mischung
und Dichte unter Wachs-
tumsbedingungen
FH Erfurt, WiSe 2015/2016

Das Forum D „Höhere Dichte, vielfältigere Mischung – reichen die gesetzlichen Regeln?“ gliederte sich in drei Teilforen/Workshops, in denen Fragen der überörtlichen Planung (Teilforum 1), der örtlichen Planung (Teilforum 2) und zu den fallweise im öffentlichen Raum auftretenden Konflikten als Querschnittsthema (Teilforum 3) behandelt wurden.

Teilforum 1 – Überörtliche Planung:

Mischung und Dichte – Druck von „oben“?

Dichtesteuerung durch Raumordnung

Gastgeber: Uwe Rühl,

GL Berlin-Brandenburg

Praxispartnerin: Ulrike Borth,

Verband Region Stuttgart

Studierende: Clara Kramer, FH Erfurt;

Roman Schüle, FH Erfurt

Teilforum 2 – Örtliche Planung:

Mischung und Dichte – Ist die BauNVO noch zeitgemäß?

Eine Gebietstypologie und ein Dichtemodell von gestern für die Aufgaben von morgen?

Gastgeber: Prof. Dr. Reinhold Zemke, FH Erfurt

Praxispartner: Dr. Bernhard Weyrauch,

Plan und Recht GmbH

Studierende: Udo Witzig, FH Erfurt;

Arne Vielberg, FH Erfurt

Teilforum 3 – Querschnittsthema:

Mischung und Dichte – und Konflikte: Vom Ausbalancieren verschiedener Ansprüche

Gastgeber: Prof. Dr. Dietrich Henckel, TU Berlin

Praxispartnerin: Kathrin Klisch, Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg von Berlin, Wirtschaftsförderung

Studierende: Martin Guth, TU Berlin;

Nicolas Holt, FH Erfurt

Koordination: Stefan Peter Andres, FH Erfurt

Im **Teilforum 1** wurden die rechtlichen Grundlagen der Raumordnungsplanung und das Spannungsverhältnis zur kommunalen Bauleitplanung erörtert. Hierbei wurde deutlich, dass Landes- und Regionalpläne sich der Aufgabe stellen, verkehrsreduzierende Siedlungsstrukturen durch räumliche Vorgaben wie z.B. Siedlungsachsen und Siedlungsschwerpunkte wie auch Mindestdichtevorgaben vorzuzeichnen.

Gerade außerhalb der innerstädtischen Gebiete wird von den dortigen Nachfragern aber weiterhin das Ideal des freistehenden Einfamilienhauses eingefordert. Landes- und Regionalplanung würden insoweit in einem gesellschaftlichen Aushandlungsprozess stehen und müssten ihre Abwägungsentscheidungen, die zur Festlegung von für die Siedlungsentwicklung begünstigenden und nicht begünstigenden Räumen führen, immer wieder rechtfertigen. Dabei käme es zunehmend zur Überprüfung der raumordnerischen Normsetzungen im Rahmen von Normenkontrollverfahren, da die angestrebte räumliche Konzentration und die raumordnungsplanerischen Dichtekonzepte nicht überall geteilt werden.

Etablierte Instrumente seien die mit der Raumordnung abgestimmte Förderung der Wohnbauentwicklung an besonders geeigneter Stelle, eine Dichte-Zonierung nach regionalplanerischer Funktionszuweisung sowie Dichte-





vorgaben zur Bedarfsberechnung und Ausgestaltung der Bauleitpläne. Die Raumordnungsplanung sei an sich ein partizipationsorientierter Planungsprozess („Gegenstromverfahren“), müsse sich aber zunehmend mit dem Phänomen auseinandersetzen, dass mögliche Siedlungsentwicklungen aus den Kommunen heraus nicht im ausreichenden Maße aufgegriffen werden und sich die „not in my backyard“-Haltung der bereits mit Wohnraum Versorgten zu einer deutlichen Herausforderung für den planungspolitischen und gesellschaftlichen Diskurs der nächsten Jahre zu entwickeln droht.

Das **Teilforum 2** widmete sich der Kernfrage, wie weit eine Baunutzungsverordnung, die ihre programmatischen Wurzeln u. a. im Leitbild der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ hat, für eine zunehmend auf Innenentwicklung und Klimaschutz abstellende Stadtentwicklungspolitik auch in Zukunft noch eine angemessene Rechtsgrundlage für die Entwicklung von (kleinräumiger) Nutzungsmischung und immer weiter zunehmender städtebaulicher Verdichtung sein kann.

Im Mittelpunkt der Diskussion stand aus aktuellem Anlass der Referentenentwurf zum „Gesetz zur Umsetzung der Richtlinie 2014/52/EU im Städtebaurecht und zur Stärkung des neuen Zusammenlebens in der Stadt“ vom 16.06.2016 und das dort vorgeschlagene neue „Urbane Gebiet“ (§ 6a BauNVO E), das bei einer dem Kerngebiet vergleichbaren Dichte ein mehr an Nutzungsmischung planungsrechtlich ermöglichen soll.

Im Forum wurde dessen ungeachtet der Wunsch nach noch mehr Flexibilität, insbesondere im Hinblick auf die Abwägung zugunsten höherer Wohnanteile und weniger „gleichberechtigtem Nebeneinander“ geäußert. Außerdem sei die Bedeutung des Immissionsschutzes gegenüber dem Städtebaurecht als Planungsnorm vielfach zu hoch, weshalb die hier geplanten Änderungen begrüßt wurden (u. a. TA Lärm). Um in den Gemeinden noch angemessenere Lösungen für den Einzelfall finden zu



können, wurde außerdem grundsätzlich gefragt, wie weit sich der Bund noch mehr auf Rahmengesetzgebung zurückziehen könne, um zusätzliche kommunale Planungshoheit zu begünstigen.

Teilforum 3 stellte „Touristen und Feiervolk“ in den Mittelpunkt seiner Debatte über Konflikte im öffentlichen Raum und erörterte nach einer thematischen Eingrenzung Prozess- und Beteiligungsfragen sowie mögliche Lösungsansätze und Fragen nach ihrer Durchsetzung.

Unter dem Begriff „Touristification“ werde neben einer Tendenz zur Spezialisierung von Stadtquartieren als „Ausgeviertel“ und einem allgemeinen Trend zu einer stärkeren „Außenkultur“ ein auf die Sommermonate konzentriertes, kleinräumig beobachtbares Phänomen der Übernutzung von Straßen- und Platzräumen verstanden. Dabei sind nächtlicher Lärm, Vermüllung und Drogenkriminalität die maßgeblichen Konfliktherde.

Ein erfolgversprechender Lösungsansatz im Rahmen eines Pilotprojektes im Berliner Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg war in diesem Zusammenhang die positive Ansprache von Nachtschwärmern, der Einsatz von Künstlern/Pantomimen im öffentlichen Raum in Kombination mit Mediatoren und eine gezielte Medienkampagne. (www.fairkiez.berlin)

Derartige Nutzungskonflikte seien ein typisches Phänomen der internationalen Stadtentwicklung im Spannungsfeld von Stadtökonomie, Touristification und der Ökonomie des Nachtlebens. Angesichts steigender Besucherzahlen sei von einer Zunahme an Konflikten auszugehen.

Für die betroffenen „Kieze“ ist diese Entwicklung der „Nachtkultur“ vor allem im Wohnumfeld problematisch, weshalb weiter auch nach präventiven Lösungen gesucht werden sollte. Diese Lösungen müssten der strategischen Bedeutung dieser Kieze für die Attraktivität Berlins (und anderer betroffener Metropolen) im Binnen- und Außenmarketing genauso Rechnung tragen, wie den Ansprüchen der Bewohner an einen ausreichenden Grad an Nachtruhe.

Forum E: Vielfalt und Entdichtung – Urbanität in schrumpfenden Städten

Zusammenfassung von Prof. Dr. Volker Eichener

Gastgeber:

Prof. Dr. Volker Eichener,
Hochschule Düsseldorf

Partner/Gäste:

Prof. Dr. Reinhold Knopp
Hochschule Düsseldorf

Stefan Postert

IHK Mittleres Ruhrgebiet

Dr. Arnold Voss

Stadtplaner, Ruhrgebiet/
Berlin / New York

Dr. Anne van Rieën

Wissenschaftliche
Mitarbeiterin an der
Hochschule Düsseldorf

Begleitende

Lehrveranstaltung:

Seminar: „Urbanität in
schrumpfenden Städten“
Hochschule Düsseldorf/
Ruhr-Universität Bochum,
SoSe 2016

Jede Stadt hat ihre leerstehenden Gebäude und brachliegenden Flächen, die von Industrie, Einzelhandel oder Bahn aufgegeben worden sind. Städte, in denen die Wirtschaftsleistung und die Einwohnerzahl schrumpfen, haben sehr viel davon, und hier wirken sich die Branchen besonders negativ aus.

Das Forum präsentierte in Form von Postern 14 studentische Arbeiten aus einem Seminar „Urbanität in schrumpfenden Städten“, das gleichzeitig an der Ruhr-Universität Bochum sowie an der (Fach-)Hochschule Düsseldorf durchgeführt worden war. Die Studierenden stellten teils realisierte Projekte, teils aber auch ihre eigenen Konzeptideen vor, mit welchen neuen Nutzungen (u. a. Wohnen für Studierende oder Senioren, soziokulturelle Treffpunkte, Kultur, Bildung, Gewerbe) brachliegende Industriehallen, Kaufhäuser, Klöster, Bunker oder Bahntrassen zu neuem

Leben erweckt werden können. Die entscheidende Leitfrage lautete jeweils, welche Beiträge von dem Projekt zur Steigerung von Urbanität ausgehen.

Urbanitätsfördernd sind solche Nachnutzungen schon deshalb, weil sie der Entdichtung schrumpfender Städte entgegenwirken, teilweise sogar die Bevölkerungsdichte und die Passantenfrequenz gegenüber der ursprünglichen Nutzung erheblich zu steigern vermögen. Urbanitätsfördernd wirken sie auch, weil sie die Vielfalt und Mischung der Nutzungen, teilweise auch unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen erhöhen.

Prof. Dr. Volker Eichener hatte zuvor in seinem Impulsvortrag die These aufgestellt, dass Mischung und Dichte nicht Urbanität ausmachen, sondern lediglich notwendige, nicht aber hinreichende äußere Bedingungen dafür darstellen, dass sich Urbanität einstellt, die von Soziologen





als Lebensstil, als „way of life“ (Louis Wirth 1938), definiert wird. Eichener formulierte insgesamt sechs Faktoren, die zum urbanen Lebensstil beitragen: Soziale Vielfalt; Nutzungsvielfalt; das Engagement der Bürgerinnen und Bürger in der Stadtgesellschaft; soziale, kulturelle, politische, wirtschaftliche und wissenschaftliche Kreativität; Kristallisationspunkte für soziales Leben sowie Stimulation für optische Eindrücke und Aktivitäten. Gebäude und Flächen stellen die Räume zur Verfügung, in denen diese sechs Faktoren realisiert werden können. Und hier kommen Dichte und Mischung ins Spiel.

Dr. Anne van Rieën, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule Düsseldorf, stellte anhand des Forschungsprojekts „LUST – Lebenswerte und umweltgerechte Stadt“ eine Methodik vor, mit der interdisziplinäre Teams aus Architektur, Maschinenbau und Verfahrenstechnik sowie Sozial- und Kulturwissenschaften Bewohner und Multiplikatoren aktivieren, um auf der Basis von Quartiersanalysen Projektideen und Maßnahmenkataloge zur Verbesserung der urbanen Qualitäten zu entwickeln, darunter in den Handlungsfeldern Wohnen und Wohnumfeld, Partizipation, Nachbarschaft und Vernetzung, Energieerzeugung und Energieeinsparung sowie Mobilität. Diese Methodik, Projektideen durch Aktivierung der Quartiersbewohner zu generieren, ist in Düsseldorfer Quartieren entwickelt, aber auch auf Quartiere in anderen Städten (Kempen/Niederrhein, Mülheim/Ruhr) übertragen worden.

Die 14 Nachnutzungsprojekte, die von studentischer Seite vorgestellt worden waren, deckten ein breites Spektrum von Immobilien- und Flächentypen, Nutzungen sowie Initiatoren und Trägern ab, darunter

private Investoren, soziale Stiftungen, gemeinnützige Vereine, kommunale und staatliche Träger. In der Diskussion herrschte Konsens, dass die innovativsten und leistungsfähigsten Projekte durch bürgerschaftliches Engagement zustande kommen. Zur Rolle von Staat und Kommunen wurde pointiert bemerkt, dass es genügt, wenn sie solche bürgerschaftlichen Initiativen nicht blockieren würden, anstatt selber wie die Lemminge im Bürgermeisterwettbewerb modischen Trends zu folgen. Insbesondere für schrumpfende Städte stellen leerstehende Gebäude und Flächenbrachen Chancen dar, urbane Qualitäten durch neue Nutzungen zu steigern und sich aus Abwärtsspiralen zu befreien. Die Projektarbeiten zeigten, dass innovative Nutzungen auch in kleineren und unspektakulären Immobilien realisiert werden können, was auch dazu führt, dass die von Prof. Schellnhuber in der Keynote geforderte polyzentrische Stadtentwicklung begünstigt wird, weil Nachnutzungsprojekte Urbanität auch in kleineren Städten und in Stadtteilzentren schaffen.

Der Bewertungsrundgang ergab, dass die Teilnehmenden des Forums praktisch alle Projekte nahezu gleichmäßig positiv beurteilten. Allerdings überragte die Konzeptidee einer Düsseldorfer Studentin dann noch alle anderen Projekte: Nämlich eine brachliegende Eisengießerei in Heiligenhaus zu nutzen, um einen in direkter Nachbarschaft geschaffenen neuen Hochschulstandort durch Wohnraum für studentische Wohngemeinschaften sowie Flächen für studentische Aktivitäten wie eine Entwicklungswerkstatt, ein Repair-Café, ein Kino, ein Videostudio, Gastronomie und Urban Gardening zu ergänzen, sodass Raumbedarf und Leerstand in perfekte Passung gebracht werden können.

Forum F: Verdichtung als urbaner Transformationsprozess – Flagship-Architekturen als „urban generators“

Zusammenfassung von Dr. Nadia Alaily-Mattar

Gastgeber:

Dr. Nadia Alaily-Mattar
TU München

Johannes Dreher
TU München

Prof. Dr. Alain Thierstein
TU München

Prof. Dr. Michael Koch
HafenCity Universität
Hamburg

Timothy Pape
HafenCity Universität
Hamburg

Partner/Gäste:

Prof. Dieter Geissbühler
Hochschule Luzern

Prof. Ernst Hubeli
Herczog Hubeli Architekten
Zürich

Prof. Dr. Elisabeth Leitner
Fachhochschule Kärnten

Begleitende

Lehrveranstaltungen:
Masterprojekt „Wirkungsdynamik STAR (Städtische Transformation durch Architekturprojekte)“
HafenCity Universität Hamburg, WiSe 2015/2016

Seminar „Star architecture and the re-positioning of cities: The media!“
TU München, SoSe 2016

Ausgangslage und Problem

Im Forum fand eine Auseinandersetzung mit dem Phänomen „Verdichtung“ als Prozess städtischer Transformation im Gegensatz zu „Dichte“ als momentaner Zustand in der Entwicklung einer Stadt statt.

Wir beschäftigten uns mit realisierten sogenannten Flagship-Architekturprojekten und ihrer potenziellen Rolle als „urban generators“, jenseits der unmittelbaren Bedeutung als Besuchermagnet. Besprochen wurden Flagship-Architekturprojekte als Impulstreiber für urbane Funktionsdiversifizierung, als Initiatoren oder als Wächter in der Dynamik weitreichender Prozesse von Verdichtung. Es wurde die bislang wenig diskutierte Frage der mit Flagship-Architekturprojekten verbundenen Verdichtungsprozesse in kleinen und mittelgroßen Städten diskutiert.

Hintergrund dieses Interesses ist das DFG-Forschungsprojekt „Stararchitekturen und die Re-Positionierung von kleinen und mittelgroßen Städten“. Das Forschungsprojekt schafft eine analytische und empirische Basis, um den Einfluss solcher Flagship-Architekturprojekte auf das jeweilige städtische Gefüge aufzuzeigen. Als Stars klassifizierte Architekten entwerfen derzeit vielerorts attraktive Kultur- und Tourismus-Bauten, die ihrerseits den Städten dazu dienen sollen, sich überregional und international besser zu positionieren. Gerade kleine und mittelgroße Städte mit spezialisierten wirtschaftlichen Standorten sind in verstärktem Maße abhängig von Konjunkturzyklen und anfällig gegenüber Deindustrialisierung oder wirtschaftlicher Umstrukturierung. Das Forschungsvorhaben verfolgt in diesem Zusammenhang die Fragestellung, welche Auswirkungen sogenannte Flagship-Architekturprojekte auf urbane Transformationsprozesse haben, indem Kompetenzen aus den Feldern Raumökonomie, Soziologie und Stadtplanung gebündelt werden.

Weitere Grundlage der Diskussionen waren die Erfahrungen aus der Lehre, welche durch die HCU Hamburg und die TU München gesammelt wurden. Der Lehrstuhl für Raumentwicklung der TU München hielt im Sommersemester 2016

ein Seminar mit dem Thema der Rolle von Flagship-Architekturen in der Repositionierung von Städten ab. Dieses Seminar fokussierte auf die Rolle der Medienaufmerksamkeit. Einige der Fragen, die die Studierenden bearbeiteten, betreffen die Auswirkungen von erhöhter Medienaufmerksamkeit auf die Standorte. Anhand von Inhaltsanalysen ausgewählter lokaler Berichterstattungen erforschten die Studierenden die Medienlandschaft, in der diese Projekte ihren Standort platzieren. Im Sommersemester 2015 hielt der Lehrstuhl für Raumentwicklung ein Seminar, mit dem Thema der räumlichen und wirtschaftlichen Transformationsprozesse, die die Entwicklung von Flagship-Projekten begleiten.

Der Fachbereich Quartiersplanung und Städtebau von Prof. Michael Koch, HafenCity Universität Hamburg, unterrichtete im Wintersemester 2015/2016 ein Masterprojekt mit dem Thema „Wirkungsdynamik STAR“: Dabei wurde eine prozessorientierte städtebauliche Untersuchung urbaner Verdichtungsdynamiken infolge von Stararchitekturprojekten am Beispiel des Science Centers „Phaeno“ (Zaha Hadid) in Wolfsburg durchgeführt. Es geht also in erster Linie um eine Sensibilisierung für komplexe Wirkungsdynamiken im Prozess der Stadtproduktion. Im Sommersemester 2016 wurde das Thema „Die Rolle von Flagship-Architekturen für urbane ‚Verdichtung‘ als Prozess städtischer Transformation“ im Rahmen von Bachelor- und Masterabschlussarbeiten angeboten.

Anhand von drei Fallbeispielen, dem Kunsthaus Graz von den Architekten Peter Cook und Colin Fournier, dem Kunst- und Kongresszentrum KKL-Luzern von Jean Nouvel und dem Science Center „Phaeno“ von Zaha Hadid in Wolfsburg, vorgestellt durch Vorträge der Forschungsmitglieder (Prof. Michael Koch, HCU Hamburg und Prof. Alain Thierstein, TU München) aus dem oben genannten DFG-Forschungsprojekt und eingeladenen Experten (Prof. Dr. Elisabeth Leitner, Fachhochschule Kärnten und Prof. Dieter Geissbühler, Hochschule Luzern), wurden die Wirkweisen dieser Flagship-Architekturen

in Bezug auf die unterschiedlichen Aspekte von Dichte diskutiert. Der Fokus der Diskussion lag dabei auf der qualitativen Dichte (vor allem der funktionalen Dichte, Nutzungsdichte, sozialen Dichte und Interaktionsdichte).

Zentrale Frage in diesem Zusammenhang war, was die besonderen Leistungen der Flagship-Architekturen in Bezug auf die oben genannten Dichtebegriffe sind, ob es diesen Effekt überhaupt gibt, bzw. die Frage ob Flagship-Architekturen nötig sind, um die genannten Aspekte der Dichte zu erzeugen.

In der Diskussion stellte sich heraus, dass Flagship-Architekturen Verdichtungsprozesse in vielerlei Hinsicht beschleunigen oder erleichtern können, also durchaus als Katalysatoren wirken können. In der Diskussion wurde aber auch deutlich, dass eine eindeutige Trennung und Zuweisung der ausgelösten Effekte auf den Ruhm des (Star-)Architekten, die besondere Architektur des Gebäudes oder die in dem Gebäude bereitgestellten Funktionen schwierig sind. Die Bedeutung des Architekten und seines Markenamens, der Architektur und der Funktion bzw. dem angebotenen Programm unterscheidet sich von Fall zu Fall.

Anhand der vorgestellten Forschungsergebnisse und der anschließenden Diskussion wurde die Besonderheit von Flagship-Architektur in

ihrer unterstützenden Wirkung auf Verdichtungsprozesse deutlich. Diese scheint zu sein:

- Dass eine erhöhte Aufmerksamkeitsdichte der Medien erzeugt wird und damit überregionales und lokales Interesse sowie Partizipation der Bürger an den Projekten erzielt werden kann.
- Dass durch die Projekte, sei es durch den Ruhm des Architekten, die besondere Architektur oder das dargebotene Programm eine Faszination und Aura geschaffen wird, die sowohl zu Stolz und Identifikation der Bürger führen kann und den Wunsch weckt, an diesem „Spektakel“ teilhaben zu wollen. Dies kann sich z. B. in Ansprüchen von Vereinen und Organisationen ausdrücken, das Gebäude zu nutzen und so zu einer höheren Sozialen- und Interaktionsdichte beitragen.
- Erfolgreich implementierte Flagship-Architektur kann auch insofern zu Verdichtungsprozessen führen, dass sie aufgrund der erfolgreichen Umsetzung Begehrlichkeiten in der Stadt weckt und versucht wird, diese „Strategie“ in der Stadt zu wiederholen und damit sowohl wiederum quantitative als auch qualitative Verdichtungsprozesse auszulösen.

In diesem Sinne kann Flagship-Architektur verschiedenste Verdichtungsprozesse zumindest beschleunigen und fördern.



Forum G: Mischung und Dichte – die Soziokultur der internationalen Stadt

Zusammenfassung von Dr. Renate Bornberg

Gastgeber:

Dr. Renate Bornberg
buTa international urban lab

Carsten Schaber
Stadt Heidelberg

Partner / Gäste:

Prof. Dr. Kathrin Golda-Pongratz
Frankfurt University of Applied Sciences

Prof. Jeff Kenworthy PhD
Frankfurt University of Applied Sciences

Begleitende

Lehrveranstaltung:
Modul „Urban Planning and Development“
im Masterstudiengang
„Urban Agglomerations“
Frankfurt University of Applied Sciences, SoSe 2016

Durch die Unruhen in vielen Ländern außerhalb Europas, aber auch aufgrund wirtschaftlich angespannter Verhältnisse und immer mehr auch durch klimatische Auswirkungen emigrieren viele tausende Menschen dauerhaft aus ihren Herkunftsländern nach Deutschland. Diese neuen Bürger und Einwohner nehmen allerdings viele ihrer Gewohnheiten und kulturellen Eigenheiten mit, unter diesen auch eine andere Vorstellung von Mischung und Dichte. Für viele ist z. B. das Zusammenwohnen mit bekannten oder vertrauten Personen von großer Bedeutung, da man auf nachbarschaftliche Hilfe setzt. Die Mischung eines Quartiers sollte daher möglichst aus Gleichgesinnten bestehen. Auch in Bezug auf Dichte haben Migranten oft andere Vorstellungen als Mitteleuropäer, vor allem der halböffentliche und öffentliche Raum wird sehr intensiv als Lebensraum genutzt. Dem steht ein Dichte- und Mischungsverständnis deutscher

Bewohner gegenüber, welches diese anders leben und erfahren. In der Planungspraxis werden die deutsch geprägten räumlichen Strukturen in Planungsrichtlinien und -leitfäden übersetzt. „Neighbourhood Unit“ oder „Natural Areas“ sind hierbei Gedankenmodelle, die solche Planung ermöglichen.

Als Einstieg in das Forum G wurden diese Begriffe von Carsten Schaber zusammengefasst. Die Differenzierung von Nutzungsmischung ist wichtig, da sie eine mehrdimensionale soziale Komponente hat. „Natural Area“ wird als Quartier begriffen, das durch eine homogene Bewohnerschaft geprägt ist. Ihre Entstehung erfolgt aufgrund quasi natürlicher Selektionsprozesse der Bevölkerung und bezieht sich gleichermaßen auf Slums, Mittelschicht- und Luxuswohngebiete (Häussermann, Siebel. Die europäische Stadt, Suhrkamp: Frankfurt/Main, 2004). „Neighbourhood Units“ stehen für den Versuch, heterogene





Nachbarschaften festzulegen und die Toleranz unter den Bewohnern planerisch zu fördern. Durch öffentliche Fördermittel wird soziale Mischung zwar erreicht, aber Gemeinschaftsbewusstsein stellt sich nicht zwingend ein (Spiegel 1993, Ausgabe 74).

Da Integration und nicht Assimilation der Flüchtlinge ein vorrangiges Ziel in Deutschland ist, gilt es auf der einen Seite die unterschiedlichen soziokulturellen Vorstellungen von Einheimischen und Migranten herauszuarbeiten. Auf der anderen Seite muss untersucht werden, inwieweit deutsche Planungspraxis eine auf die Bedürfnisse der neuen und alten Bewohner abgestimmte Stadtplanung zulässt, oder welche Veränderungen in den Planungsreglements notwendig wären. Diese Grundfragen wurden in einem Vortrag von Dr. Renate Bornberg erläutert. Beschrieben wurde die Soziokultur von international und nationalen Bewohnern anhand von Untersuchungen, die Studierende des internationalen Masterstudienganges „Urban Agglomerations“ der Fachhochschule Frankfurt, im Winter- und Sommersemester erarbeitet und präsentiert hatten. Dabei wurden Dichte- und Mischungsszenarien von Los Angeles (USA), Mashhad (Iran),

Bogota (Kolumbien), Mexiko City (Mexiko) und Frankfurt am Main verglichen. Die Ergebnisse waren auch in Form von Plakaten allen Teilnehmenden zugänglich.

Prof. Dr. Kathrin Golda-Pongratz erklärte einige Schlüsselkonzepte über die Qualität von Dichte und deren Wahrnehmung in verschiedenen kulturell unterschiedlichen Regionen. Prof. Dr. Jeff Kenworthy verglich urbane Dichte anhand von internationalen Beispielen und beschrieb das Verhältnis von Dichte und die Auswirkung auf Transportsysteme.

Im Anschluss an die Vorträge wurde lebhaft über Mischung und Dichte der internationalen Stadt diskutiert. Als Resümee konnte festgehalten werden, dass die soziale Dimension eine wichtige Rolle bei der Integration spielt, da so ein Beitrag geleistet werden kann, Konflikte zwischen Ethnien mit stadtplanerischen Mitteln zu entschärfen. Offen blieb allerdings die Frage, was die richtige Mischung und Dichte ist. Hier bietet sich für die Lehre als auch für die Forschung ein breites Aufgabenfeld, das es Wert ist, weiter zu verfolgen.

Hochschulkooperation mit Mehrwert – Das Projekt „Fachlicher Nachwuchs entwirft Zukunft“

Zusammenfassung von Susanne Thomaier, TU Berlin

Im Rahmen des Projekts „Fachlicher Nachwuchs entwirft Zukunft“ setzen sich bis zu zwölf Lehrstühle aus Planungsstudiengängen in Lehrveranstaltungen und einer hochschulübergreifenden Sommer-/Winterschule mit einem gemeinsamen Thema auseinander. Diese spezielle Form der Zusammenarbeit in der Lehre wird seit 2010 mit Mitteln der Nationalen Stadtentwicklungspolitik gefördert.

Eine Besonderheit des Projekts ist, dass es immer zukunftsrelevante und meist noch nicht umfassend erforschte Fragen der Stadtentwicklung aufgreift, die von Studierenden in Lehrveranstaltungen und Sommer-/Winterschulen erforscht werden. Durch den Blick der Studierenden aus den verschiedenen Hochschulen entstehen vielfältige Perspektiven auf das jeweils gemeinsame Thema. Auch gerade dafür ist die fachliche Breite, die durch die Einbindung unterschiedlicher Lehrstühle ermöglicht wird, eine Bereicherung.

Die Ergebnisse werden von den teilnehmenden Studierenden auf dem Hochschultag der Nationalen Stadtentwicklungspolitik und auf seinen Begleitveranstaltungen vorgestellt.



Bausteine des Projekts „Fachlicher Nachwuchs entwirft Zukunft“

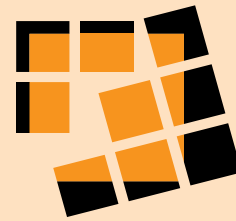
Auf dem 5. Hochschultag wurden nicht wie sonst die thematischen Ergebnisse des aktuellen Projektdurchlaufs vorgestellt, sondern das Projekt als Ganzes dargestellt und reflektiert.



Ehemalige studentische Projektteilnehmende (Benjamin Könecke, Cosima Speckhardt, Jan Werneke, Monika Spoerhase, Nina Franzkowiak) haben in blitzlichtartigen Beiträgen die Themen der vergangenen fünf Jahre vorgestellt (Die unsichtbare Stadt; Die ressourceneffiziente Stadt; Die zeitgerechte Stadt; Die selbstgemachte Stadt; Die bildende Stadt). In einer anschließenden Podiumsdiskussion wurden das Format des Projekts und die besondere Form der Hochschulkooperation besprochen. Teilnehmende an der Diskussion waren: Almuth Draeger (BMUB), Dr. Daniela Karow-Kluge (RWTH Aachen), Anna Galda (urbanophil.net, ehem. Studentin der TU Berlin), Wolfgang Grimm (IBA-Studierhaus Lausitzer Seenland e. V., ehem. Student der TU Kaiserslautern).

Betont wurden hierbei folgende Aspekte:

- Das Projekt erlaubt es, Studierenden und Lehrenden Themen abseits der üblichen Lehrinhalte zu erschließen.
- Die Arbeiten der Studierenden bringen neue und überraschende Sichtweisen und Zugänge zu den jeweiligen Themen.
- Die Vorstellung der Ergebnisse auf dem Hochschultag bietet den Studierenden ein herausforderndes aber zugleich öffentlichkeitswirksames Forum.
- Die hochschulübergreifende Arbeit ermöglicht einen Wissensaustausch mit anderen Hochschulen.
- Die Herangehensweisen an die Themen der jeweiligen Projektdurchläufe sind sehr unterschiedlich: Mal wird anhand eines konkreten Bezugsraums und zusammen mit Praxispartnern gearbeitet, mal sehr offen, ohne räumliche Vorgaben. Die Wahl der Vorgehensweise ist stark vom Thema abhängig, was als positiv eingeschätzt wird.
- Die Studierenden haben die Möglichkeit, sich mit Kommilitonen aus anderen Hochschulen zu vernetzen und deren Arbeitsweisen kennenzulernen.
- Der Hochschultag dient den Studierenden als Ort, an dem man sich auch nach der eigenen Teilnahme am Projekt wiedertrifft.



DIE UNSICHTBARE STADT

Sommersemester 2010

Die Stadt wird in hohem Maße von „Unsichtbarem“ geprägt. Dies gilt es, verstehbar und eventuell sichtbar zu machen. Gerade die Planung als vorrangig visuelle Disziplin vernachlässigt nicht selten die unsichtbaren Facetten des Städtischen, die jedoch von zentraler Bedeutung für die Funktionsfähigkeit und die Wahrnehmung von Städten sind.

Die Dimensionen des Unsichtbaren sind in verschiedener Hinsicht in materielle und immaterielle Dimensionen differenzierbar. Zu den materiellen Dimensionen gehören vor allem materielle Infrastrukturen, die die Funktionsweise von Städten weitgehend beeinflussen, aber in der Regel unter der Erde und daher nicht sichtbar sind und deswegen leicht aus dem Blick geraten sowie zu einer Vernachlässigung führen. Zu den immateriellen Dimensionen von Stadt zählen u. a. Geräusche, Gerüche und Wahrnehmungen, aber auch z. B. Normen und Regeln. Sichtbar werden diese unterschiedlichen unsichtbaren Dimensionen an ihren Folgen, die sich häufig räumlich niederschlagen – etwa durch Grenzen, Zugangsbarrieren, sozialräumliche Segregation. Diese unterschiedlichen immateriellen Dimensionen spielen eine entscheidende Rolle für die Steuerung, Funktionsfähigkeit, Wahrnehmung und Zukunftsaussichten von Städten.

Aufbauend auf den Arbeitsergebnissen der Lehrveranstaltungen haben die Studierenden eine Woche lang an der HCU Hamburg in hochschulübergreifenden Gruppen intensiv zusammengearbeitet. Ziel dabei war das gemeinsame Explorieren und Umsetzen von Visionen und Ideen für die Städte von morgen. Es ging darum, neue Analysemethoden, neue Darstellungsformen sowie innovative Ansätze für die Praxis zu entwickeln.

Mehr Informationen im Internet:
www.isr.tu-berlin.de/unsichtbar



DIE RESSOURCEN-EFFIZIENTE STADT

Sommersemester 2011 und Wintersemester 2011/12

Das Rahmenthema der ressourceneffizienten Stadt ruft vor allem Fragen auf, wie die Stadt von morgen mit den Ansprüchen an Nachhaltigkeit und Energieverbrauch umgehen wird, aber auch wie Strukturen und Rahmenbedingungen aussehen müssen, um diesen Ansprüchen gerecht zu werden. In besonderer Art und Weise stellt sich diese Herausforderung im Ruhrgebiet, das über mehr als ein Jahrhundert von Kohleförderung und Stahlproduktion geprägt war. In den letzten Jahren sind hier entscheidende Schritte hin zu einer energieeffizienten Region unternommen worden. Im Jahre 2010 hat der Initiativkreis Ruhr das Projekt InnovationCity Ruhr initiiert. Erklärtes Ziel ist es, den Energiebedarf der InnovationCity Ruhr bis zum Jahr 2020 um mehr als 50 % zu reduzieren. Hier setzt die Arbeit der Studierenden an, die neue Ideen und Handlungsansätze für den Beitrag der Städte Gelsenkirchen und Herten liefern sollte.

Die Sommerschule fand als Startschuss zum Projekt im September 2011 an der TU Dortmund statt. Exkursionen und fachliche Inputs der kommunalen Akteure prägten die ersten Tage der Sommerschule. Vom regionalen Maßstab des Ruhrgebiets kommend wurden zusammen mit kommunalen Akteuren die Herausforderungen am Planungsraum zwischen Gelsenkirchen und Herten konkretisiert. Über die bestehenden Entwicklungskonzepte sollten innovative Ansätze zur Qualifizierung des Planungsraums als ressourceneffiziente Stadt entwickelt werden. Den Studierenden war es sowohl möglich, sich auf den gesamten Planungsraum zu konzentrieren und ein ganzheitliches Konzept zu entwickeln, als auch den Vertiefungsraum der alten Zeche und ihr Umfeld städtebaulich und gestalterisch zu bearbeiten.

Mehr Informationen im Internet:
www.isr.tu-berlin.de/ressourceneffizient



DIE ZEITGERECHTE STADT

Wintersemester 2012/13

„Zeitgerechtigkeit“ ermöglicht eine Vielzahl von Assoziationen zu den Zusammenhängen zeitlicher Strukturen und räumlicher Entwicklung. Es kann beispielsweise um die zeitgerechte Bereitstellung von Gütern und Dienstleistungen gehen, dass etwas der Zeit angemessen ist oder um eine Verteilungsgerechtigkeit der (eigenen) Zeit. Mit dem wirtschaftlichen Strukturwandel zu einer Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft sind auch weitreichende Veränderungen gesellschaftlicher Zeitstrukturen verbunden. Kaum erforscht sind jedoch die Wechselwirkungen zwischen zeitlichen und räumlichen Veränderungen – in beide Richtungen. Im Kern geht es für die räumliche Forschung und Planung um eine Integration der zeitlichen und räumlichen Perspektiven, im Ideal um eine Raumzeitforschung (oder Chrono-Urbanistik, wie es ein französischer Forscher formuliert hat) und -planung.

Dass die Debatte um dieses Thema auch in der räumlichen Entwicklung angekommen ist, bleibt maßgeblich der Entwicklung in Italien zu verdanken, wo die Verpflichtung für die Städte, sich mit zeitlichen Fragen zu beschäftigen, gesetzlich verankert wurde. Mit Blick auf die Auswirkungen zeitlicher Veränderungen in unserer Gesellschaft auf die Stadt- und Raumplanung, soll die Winterschule einen Beitrag zu einer intensiven fach- und hochschulübergreifenden Diskussion leisten und das Thema stärker im deutschen Planungsdiskurs verankern. Damit eröffnen sich zahlreiche Fragestellungen für die planenden Disziplinen, von denen exemplarisch einige genannt seien: Inwiefern wirkt sich Zeitgerechtigkeit auf die Lebensqualität in Städten aus? Was sind Voraussetzungen für und Anforderungen an eine „zeitgerechte Stadt“? Wie verändern sich Erreichbarkeiten und Zugänglichkeiten zu städtischen Räumen und Angeboten? Was bedeutet dies für Verteilungs- und Zugangsgerechtigkeiten bei der Bereitstellung städtischer Funktionen und Dienstleistungen? Und wie hängen räumliche, soziale und zeitliche (Un-)Gerechtigkeiten zusammen?

Mehr Informationen im Internet:
www.isr.tu-berlin.de/zeitgerecht



DIE SELBSTGEMACHTE STADT

Wintersemester 2013/14

Die selbstgemachte Stadt nimmt neue Formen bürgerschaftlichen Engagements in den Blick, bei denen die Stadtbewohner die Entwicklung ihrer Stadt selbst aktiv in die Hand nehmen und Stadt „selbst machen“: Zwischennutzungen, urbanes Gärtnern und Guerilla-Aktionen im öffentlichen Raum gehören genauso dazu wie Baugruppen und genossenschaftliche Ansätze in ganz verschiedenen Bereichen. Es geht darum, Stadt selbstbestimmt zu gestalten – baulich aber auch ideell. Das Engagement der Zivilbevölkerung wird gerade dort immer wichtiger, wo Staat und Politik – aufgrund struktureller oder finanzieller Defizite – versagen, gerechte, sozial integrierende und nachhaltige Städte zu verwirklichen. Immer mehr Initiativen entstehen aus der Bevölkerung heraus, die Dinge bewusst selbst in die Hand nehmen. Sie sind zum Teil Reaktionen auf städtische Missstände oder die „finanzielle Ohnmacht“ der Kommunen und können zumindest in Teilen unter dem Stichwort do-it-yourself-urbanism zusammengefasst werden, beschränken sich aber nicht darauf. Sie greifen lokale Problemlagen auf und entwickeln auf informellem oder formellem Weg eigene Lösungsansätze und Gegenentwürfe.

Im Wintersemester 2013/14 haben sich die beteiligten Hochschulen innerhalb ihrer jeweiligen Lehrveranstaltungen mit dem Thema der selbstgemachten Stadt auseinandergesetzt. Daraus hat sich ein befruchtender Input für die im März 2014 stattgefundene Winterschule in Aachen ergeben. Die vielfältigen Sichtweisen wurden dort zusammengetragen, fachübergreifend diskutiert und weiterentwickelt. Neben dem gemeinsamen Thema diente eine Ausgangsthe- se zur selbstgemachten Stadt als Orientierungshilfe, Diskussionsgrundlage und thematische Einordnung: Unter einer selbstgemachten Stadt verstehen wir Projekte und Initiativen, bei denen der Produzent des Selbstgemachten immer gleichzeitig auch dessen Nutzer ist.

Mehr Informationen im Internet:
www.isr.tu-berlin.de/selbstgemacht



DIE BILDENDE STADT

Sommersemester 2015

Zum Thema Bildung hält zunehmend die Erkenntnis Einzug, dass das Lebens- und Lernumfeld für den Bildungserfolg mitentscheidend ist. Als zentraler Bildungsort rücken Schule und Stadtteil somit in den Fokus einer noch jungen Teildisziplin der Bildungsforschung. Darüber hinaus wird Bildung immer häufiger als ein Ansatzpunkt für Maßnahmen der Stadt- und Quartiersentwicklung erkannt und genutzt. Vielerorts wächst die Erkenntnis, dass es einer stärkeren Verschränkung von Bildungswesen und Stadtentwicklung bedarf, um den neuen Anforderungen an Bildungspolitik und -praxis sowie räumlicher Planung, Gestaltung und Entwicklung gerecht zu werden. Auch erste konkrete gebaute Projektbeispiele zeigen, wie Planer zur Qualifizierung kommunaler Bildung beitragen und Bildung als zentralen Baustein von Stadt- und Quartiersentwicklungsstrategien nutzen. Bei diesen fruchtbaren und innovativen Ansätzen handelt es sich jedoch um Einzelbeispiele. Insgesamt fehlt es noch an visionären Ideen von Planern zur Gestaltung bildender Städte.

Aufgabe für die Sommerschule war es, für das Untersuchungsgebiet – den Lettekiez in Reinickendorf Ost in Berlin – einen städtebaulichen Entwurf unter bildungsräumlichem Fokus zu entwickeln. Ziel war es, zeitgemäße städtebauliche Konzepte zu formulieren, die unter anderem Antworten auf folgende Fragen geben: Was kann Bildung im stadträumlichen Kontext bedeuten? Wie kann ein Bildungsquartier für den Lettekiez aussehen? Auf welchen Potenzialen des Lettekiezes können wir bei der Entwicklung eines Bildungsquartiers aufbauen und an welche Zielgruppe richtet sich unsere Arbeit?

Darauf aufbauend entwickelten 10 Teams aus Studierenden unterschiedlicher Universitäten Konzepte, die spannende Lösungsansätze für den Planungsraum im Lettekiez bieten. Die zweiwöchige Sommerschule fand in Kooperation mit der Vodafone-Stiftung statt.

Mehr Informationen im Internet:
www.isr.tu-berlin.de/bildend

Austausch der Hochschulen

Vorbereitung durch Katharina Auerswald und Moritz Maikämper, BTU Cottbus-Senftenberg / Philipp Klein, HCU Hamburg / Laura Bornemann, TU Berlin / Dominik Schultheiß und Frank Schulz, TU Dortmund

Beim 5. Hochschultag fand zum zweiten Mal eine gemeinsam von den Studierenden und wissenschaftlichen Mitarbeiter/-innen organisierte Veranstaltung statt: Der Hochschultagssamstag war vorrangig der Zusammenarbeit zwischen den Hochschulen gewidmet. Studierende, wissenschaftliche Mitarbeiter/-innen und Professor/-innen sowie Praxisvertreter/-innen diskutierten gemeinsam an Thementischen: zusammenkommen, arbeiten und sich abstimmen, sich gegenseitig unterstützen, voneinander lernen, sich Ideen holen und mit nach Hause nehmen – so lässt sich der zweite Tag der Veranstaltung zusammenfassen. Er fand wie bereits in den Vorjahren an der TU Berlin statt.

Einige der wichtigsten Baustellen in Forschung und Studium wurden besprochen und statusgruppenübergreifend bearbeitet: Es wurden Problembeschreibungen und Ideen aufgegriffen, die auf dem 1. Hochschultag vor Ort 2015 in Bochum entstanden waren. Diese wurden in Kleingruppen diskutiert und Maßnahmen formuliert, für die nun bestimmte Personen Verantwortung übernehmen. Dabei ist es gelungen, Lösungsstrategien für hochschulübergreifende Problemstellungen zu entwickeln und gemeinsam an ihrer Verwirklichung zu arbeiten. Im Folgenden werden die drei Panels und die jeweiligen Ergebnisse vorgestellt.

Panel 1: Interdisziplinarität in der Lehre: leben statt labeln!

Die Befähigung zum interdisziplinären Denken und Arbeiten ist ein wichtiger Aspekt in den Curricula der grundständigen Planungsstudiengänge. Die Landschaft der Stadt- und Raumplanungsstudiengänge im deutschsprachigen Raum bietet eine breite Palette von Ansätzen zur Vermittlung einer interdisziplinären Arbeitsweise an: In nahezu jedem Studiengang werden mehrere Disziplinen in unterschiedlichen Kontexten integriert und in der Lehre verankert.

In der Diskussion im Panel wurde ein Aspekt besonders deutlich: Viele Teilnehmer/-innen wiesen darauf hin, dass Interdisziplinarität oft nur als „Label“ verwendet wird und ein tatsächlicher Austausch zwischen Disziplinen in der Lehre rar ist. Im Panel wurden konkret Probleme benannt, die in den existierenden Lehrformaten in der interdisziplinären Lehre auftreten, und nach Lösungen gesucht. Daraus ist eine Fülle an Ideen entstanden, wie Interdisziplinarität nicht nur „gelabelt“, sondern „gelebt“ werden kann. So sollte beispielsweise mehr Wert auf Kooperation zwischen den planenden Hochschulen und Fakultäten gelegt werden, um auftretende Synergien in der Lehre besser zu nutzen. Insbesondere das Projektstudium ist hierfür ein geeignetes Format, das vielerorts sein Potenzial noch nicht voll entfaltet.

Die Ergebnisse des Panels werden vom Bundesfachschaftsrat für Stadt und Raumplanung aufgegriffen und im Weiteren dazu verwendet, konkrete Verbesserungsvorschläge vorzubringen.

Panel 2: Das Projektstudium in der Kritik – zu recht oder ein Angriff auf unsere Disziplin?

Das Projektstudium ist für alle Planungsstudiengänge essentieller Bestandteil der Lehre, was von Absolventen regelmäßig positiv hervorgehoben wird. Dennoch gibt es an den Hochschulen immer wieder grundlegenden Diskussionen über das Für und Wider dieser Lehrform. Ziel des Panels ist es daher, sich der aktuellen Debatte aus den jeweiligen lokalen Blickwinkeln zu nähern.

Wichtige Erkenntnis ist, dass die Unterschiedlichkeit des Labels „Projektstudium“ bei den anwesenden Studiengängen gar nicht bekannt ist und ein hoher Austauschbedarf vor allem in Bezug auf das Verständnis des Begriffs und die damit zusammenhängenden Struktur besteht.





Aus den diskutierten Inhalten lässt sich daher eine ganze Reihe von Aufgaben ableiten, um dieses Verständnis zu befördern und eine mögliche Weiterentwicklung der Lehrform anzustoßen. Vor allem die Frage nach gemeinsamen Qualitätsstandards hat für rege Diskussionsbeiträge im Panel gesorgt. Darüber hinaus wurde es als wichtig erachtet, eine strukturierte Aufarbeitung des Projektstudiums in Deutschland anzustoßen, um womöglich auch zu einer gemeinsamen Definition eines Projektbegriffs zu gelangen.

Aus der Aufgabenliste sind zwei konkrete Maßnahmen herausgelöst worden, die bis zum nächsten Hochschultag vor Ort in Cottbus (Mai 2017) ausgearbeitet werden sollen:

- Erfahrungsaustausch zum Projektstudium fortführen

In Cottbus sollen zunächst dabei die Themen Bewertung und Benotung des Projektstudiums thematisiert werden.

- Erarbeitung einer Synopse zum Projektstudium

Darstellung von Inhalten, Gruppengrößen, Anforderungen an die Lehrenden, Strategien, Vorgehensweisen, Methoden

Panel 3: Wissenstransfer aus den Planungsstudiengängen in die Gesellschaft

Die Studiengänge und Fachbereiche der räumlichen Planung und Architektur stehen im ständigen Vergleich mit anderen Studiengängen

und Fachbereichen, sowohl innerhalb der Hochschulen als auch hochschulübergreifend. Bestehende Vergleichssysteme („Benchmarking“) und Kriterien, vor allem bzgl. der Forschung und dem Wissenstransfer aus den Hochschulen in die Gesellschaft, werden den Aktivitäten in Fachbereichen der Stadtentwicklung und Architektur oft nicht gerecht. Im Panel wurde daher diskutiert, wie die Fachbereiche dem entgegenreten können.

Im Ergebnis der intensiven Debatte wurden drei Maßnahmen vereinbart, die in den kommenden Monaten in Arbeitsgruppen nachverfolgt werden. In einem ersten Schritt ist geplant, auf Basis des kürzlich erschienenen WBGU-Gutachtens „Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte“ die Rolle der planenden Disziplinen an den Hochschulen für die Gesellschaft zu definieren. Darauf aufbauend werden Kriterien entwickelt, wie Wissenstransfer aus unserer Disziplin allgemeinverständlich und nachprüfbar dargestellt werden kann. Schließlich wird eine Arbeitsgruppe bestehende Publikationsmedien daraufhin prüfen, ob Erkenntnisse aus der Arbeit in Forschung und Lehre so publiziert werden können, dass sowohl relevante Adressaten angesprochen werden als auch fachübergreifenden Kriteriensystemen der Hochschulen Rechnung getragen wird.



Gespräch mit Anke Brummer-Kohler

Abteilungsleiterin im Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit

Prof. Julian Wékel: Was ist für Sie das Wesentliche der Hochschultage, ist es der Blick in die Wissenschaft, in Forschung und Lehre; ist es die Chance einer Auseinandersetzung mit aktuellen Fragen der Praxis, die für Ihr Ministerium im Mittelpunkt des Interesses steht?

Anke Brummer-Kohler: Ich habe über die Präsentationen der Foren mitbekommen, dass Sie offenbar in diesen Foren alle sehr praxisorientiert arbeiten. Da gab es kein Stichwort, mit dem wir uns nicht im letzten Jahr auch intensiv beschäftigt haben. Also das Thema dieses Hochschultages ist ein Thema, mit dem wir uns im Ministerium intensiv auseinandersetzen – natürlich auch immer in Kooperation mit den Ländern und den Kommunen. Und wir haben alle im letzten Jahr bei dem Thema der zunehmenden Verdichtung der Innenstädte, der Suche auch nach einer guten Mischung durch das Thema Flüchtlingszuwanderung zusätzlichen Druck bekommen, der uns aber auch alle entsprechend aufgefordert hat, hier nach guten Lösungen zu suchen. Da brauchten wir an manchen Stellen temporäre Lösungen, aber wir sind jetzt auf gutem Weg, auch die längerfristigen Themen anzugehen. Es ist sehr sinnvoll und wichtig, Studierende und Forschende an diesen Prozessen Anteil nehmen zu lassen.

Für mich ist das auch das besonders Interessante an diesem Hochschultag, dass es hier gelingt, tatsächlich die Wissenschaft mit der

Praxis so nahe zueinander zu bringen. Und das ist über die Kooperation der Hochschulen und durch die Sommer- und Winterschulen offenbar so stark durchdrungen worden, dass tatsächlich auch diejenigen, die in der Ausbildung sind, mitbekommen, welche die Herausforderungen vor Ort sind und wie das entsprechend wissenschaftlich unterstützt werden kann. Ich glaube, das ist eine ganz hohe Qualität und etwas, was wir bei uns in der täglichen Arbeit erleben und brauchen – nämlich die Unterstützung aus der angewandten, praxisorientierten Wissenschaft im Besonderen.

Prof. Julian Wékel: Man spricht ja in Bezug auf unsere Disziplin sogar von einer Handlungswissenschaft, d.h. dass sie eben nicht nur abstrakt theoretische Grundlagen hat, sondern dass sie ganz wesentlich auch immer aus dem Verarbeiten von Praxiserfahrungen oder von Entwicklungserfahrungen der Stadt also empirisch und zugleich handlungsorientiert gespeist wird.

Für mich war der Vortrag von Herrn Prof. Schellnhuber heute Morgen als grundsätzlicher wissenschaftlicher Beitrag in gewisser Weise sehr erschreckend, einfach weil ich denke, was hatten wir in den letzten 20 bis 30 Jahren an in der Regel doch überschaubaren Herausforderungen, sogar im Rahmen der Wiedervereinigung, zu bewältigen, gegenüber dem, was heute den Studierenden bevorsteht. Wir haben früher häufig zu



unserer Entschuldigung gesagt: „Es gibt doch wunderbare Erkenntnisse der Wissenschaft, aber die Praxis setzt sie einfach nicht um.“ Ich glaube, heute sind wir in einer Situation, in der wirklich neues Wissen gebraucht wird und in der die Schaffung dieses neuen Wissens von vornherein auch mit einem praktischen Bezug versehen sein sollte. Wobei ich nicht außer Acht lassen möchte, dass natürlich die Universitäten auch einen Grundlagen-Forschungsauftrag haben. Also nicht alles muss am nächsten Tag direkt umgesetzt werden, man muss etwas weiterdenken. Natürlich ist die Perspektive eines Ministeriums immer ganz stark auch darauf gerichtet, das Tagesgeschäft und absehbare strategische Horizonte zu erfüllen. Aber da ist die Universität dann auch vielleicht gefordert. Sie soll ja nicht nur den praktischen, sondern auch ihren eigenen wissenschaftlichen Nachwuchs ausbilden. Aber gerade hierfür braucht sie auch die Brücke in die Praxis im Sinn der Quelle für empirische Forschung. Wenn das weiter die Grundlage ist, dann mache ich mir um weitere Hochschultage keine Sorgen, wenn Sie das auch so sehen, dass diese Verbindung eben genau das Tragende ist.

Anke Brummer-Kohler: Ich glaube, um die Zukunft zumindest der nächsten Hochschultage brauchen wir uns erstmal keine Sorgen zu machen. Dafür brauchen wir weiterhin das Engagement so vieler Hochschulen mit den Studierenden und den Lehrenden, die sich auch zukünftig bereit erklären, den Hochschultag neben dem normalen Betrieb, neben der normalen Ausbildung zu begleiten, weil das viel Freizeit und viel Engage-

ment erfordert. Es ist ja schon einige Male gesagt worden – aber auch von meiner Seite möchte ich diese Gelegenheit nutzen, dazu ein ganz herzliches Dankeschön zu sagen. Die Themen werden uns und werden Ihnen in den nächsten Jahren mit Sicherheit nicht ausgehen. Ich glaube, bei dem Ausblick auf den Hochschultag vor Ort in Cottbus 2017 werden wir auch einmal eine etwas andere Seite sehen. Nachdem jetzt ja zumindest in der öffentlichen Wahrnehmung und der Diskussion die Großstädte ganz stark im Fokus standen, auch vor dem Hintergrund des zunehmenden Wachstumsdrucks, sollte man die anderen Räume nicht aus den Augen verlieren.

Prof. Julian Wékel: Für diese Zusage danken wir Ihnen alle sehr. Wenn es gelingt, und danach sieht es mit der Zusage der Ausrichtung des Hochschultags vor Ort 2017 durch die BTU Cottbus-Senftenberg ja aus, in jeweils zweijährigem Rhythmus über unsere nationalen Hochschultage in Berlin hinaus in den Zwischenjahren die in unserem Land ja so regional unterschiedlichen Bedingungen der Stadtentwicklung zu thematisieren, werden wir mit Sicherheit für Lehre und Forschung ebenso wie für die Praxis einen weiteren außergewöhnlichen Beitrag zum Verständnis von Aufgabenbereich und Tätigkeitsfeld räumlicher Planung leisten.

Mit einem gewissen Erstaunen stellen wir fest, dass ähnlich zwischen Praxis und Wissenschaft Brücken bauende Veranstaltungen aus anderen Disziplinen noch nicht bekannt sind – die Hochschultage der Nationalen Stadtentwicklungspolitik sollten Schule machen!



2. Hochschultag vor Ort 2017 in Cottbus: PROVINZSTÄDTE – NEU DEFINIERT

Vorgestellt von Prof. Dr. Silke Weidner, Moritz Maikämper und Katharina Auerswald, BTU Cottbus-Senftenberg

Am 23. und 24. Mai 2017 findet in Cottbus der 2. Hochschultag vor Ort statt. Dieses Tagungsformat wurde 2015 erstmals in Bochum erprobt und soll künftig alle zwei Jahre zwischen den nationalen Hochschultagen an wechselnden Orten durchgeführt werden.

Der Titel „PROVINZSTÄDTE – NEU DEFINIERT“ lädt ein, ergebnisoffen über Städte jenseits von Metropolen und Schwarmstädten nachzudenken und über deren Bedeutung für die räumliche Entwicklung in Forschung, Lehre und Praxis zu diskutieren.

Der Begriff Provinz ist nicht eindeutig konnotiert: Er kann z.B. als räumliche Peripherie verstanden werden oder auch als Ort des Nicht-Besonderen, des Durchschnitts, gar der kulturellen Rückständigkeit. Wie räumlich weitreichend dies sein kann, lässt sich aus dem französischen Begriffsverständnis ablesen: Alles außerhalb von Paris und Banlieue gilt als Provinz. Provinz ist absolut – mehr als 95 % aller Menschen in Deutschland wohnen nicht in Berlin, könnte ein hiesiges Pendant heißen.



Die polyzentrische Struktur legt eine weniger absolute Annäherung nahe: In obestehende Liste sind diejenigen zweitgrößten Städte der deutschen Flächenländer dargestellt, die nicht die jeweilige Landeshauptstadt sind: Cottbus wäre demnach das Nürnberg Brandenburgs, Karlsruhe das Cottbus Baden-Württembergs (Angaben basierend auf der Einwohnerzahl am 31.12.2014).

Den verschiedenen Definitionsansätzen gemein ist, dass Provinzstädte weniger im überregionalen Fokus stehen als Metropolen oder aktuell sogenannte Schwarmstädte. In Dialogrunden will der Hochschultag vor Ort mit Akteuren aus Praxis und Wissenschaft ins Gespräch kommen, bisherige Erfahrungen kritisch reflektieren und zukünftige

Anforderungen an Wissenschaft, Lehre und Forschung diskutieren. Mögliche Fragen sind:

- Welche spezifischen Herausforderungen stellen sich Städten, die nicht im Zentrum der politischen oder ökonomischen Aufmerksamkeit stehen?
- Welche spezifischen Entwicklungspotenziale und Hemmnisse gibt es für Provinzstädte?
- Wie gehen Klein- und Mittelstädte in Deutschland mit der Stigmatisierung als Provinzstadt um und welche Rolle sehen sie für sich selbst?

Die Stadt Cottbus liegt als zweitgrößte Stadt im Süden des Landes Brandenburg und ist Zentrum der Niederlausitz. Entgegen früherer Prognosen ist die Einwohnerzahl seit Jahren stabil bei knapp 100.000 Menschen. Zu den regionalen Herausforderungen zählt die Revitalisierung ehemaliger Braunkohletagebaue.

Der Hochschultag vor Ort 2017 findet als zweitägige Veranstaltung an der BTU Cottbus-Senftenberg in Cottbus statt. Das studentische PlanerInnenTreffen (PIT findet direkt im Anschluss statt (24. bis 28. Mai 2017).

Informationen über den Hochschultag vor Ort unter:

www.b-tu.de/hst2017

Kontakt: hst2017@b-tu.de



Impressum

5. Hochschultag der Nationalen Stadtentwicklungspolitik

„Mischung und Dichte – der Dialog von Wissenschaft und Praxis“

EUREF-Campus Berlin-Schöneberg

Berlin 01. + 02. Juli 2016

Der Hochschultag ist ein Projekt der Nationalen Stadtentwicklungspolitik.

Herausgeber:

Deutsche Akademie für Städtebau und Landesplanung

Verantwortlich:

Prof. Julian Wékel, Wissenschaftlicher Sekretär

Projektleitung und Redaktion:

Dr. Anna Zdiara, TU Darmstadt

Organisation:

Jeanette Wonogo, TU Darmstadt

Tino Brüllke, Beuth Hochschule Berlin

Lektorat:

Katja Dittrich, www.korrifee.de

Gestaltung:

Philipp Dubrau (Grafik, Satz, Layout)

Abbildungsnachweis (soweit nicht anders angegeben):

Fotos von Sergej Horovitz, www.horovitz.de

1. Auflage, 2016

Die Beiträge dieser Publikation wurden von den jeweiligen Autorinnen und Autoren zur Verfügung gestellt und spiegeln Stil und Perspektive der Verfasserinnen und Verfasser wider.

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird teilweise auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet.

www.nationale-stadtentwicklungspolitik.de/hochschultag